1907

Die Deutsche Frau um die Jahrhundertwende

Elisabeth Gnauck-Kühne

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict

Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Gnauck-Kühne, Elisabeth, "Die Deutsche Frau um die Jahrhundertwende" (1907). *Prose Nonfiction*. 195.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict/195

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Nonfiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Kuhn

Die Deutsche Frau

um die Jahrhundertwende.

Statistische Studie zur Frauenfrage

von

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Mit sechs farbigen Diagrammen.

Zweite Auflage.

BERLIN 1907.

Verlag von Otto Liebmann,
Verlagsbuchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften.

FHD

Meinen Jugendfreundinnen
in Blankenburg am Harz
zu eigen.

HQ 1623
.G.57

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts,
vorbehalten.

Druck der Spämerschen Buchdruckerei in Leipzig-R.

Nichts können wir mit Recht vom
Leben fordern, als eine Arbeit und eine Pflicht.
Kreiten.

Vorwort zur ersten Auflage.

Dies Buch möchte an der Besserstellung des weiblichen Geschlechts mitarbeiten.

Die erste Vorbedingung erfolgreicher Reformen ist Einsicht in vorhandene Mängel.

Es gilt daher, die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts in ihren Schwierigkeiten und Übelständen klar darzulegen.

Eine solche Darlegung darf nicht auf dem schwanken Untergrunde subjektiver Meinung ruhen, sie muß auf Tatsachen fußen. Diese sicher zu erfassen, hilft uns die Statistik.

Aus den vorhandenen statistischen Quellen für meine Gesichtspunkte zu schöpfen, was zu schöpfen war, bin ich bemüht gewesen. Meine Darlegung kann aber nicht erschöpfend sein, weil die Statistik die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts nicht erschöpfend untersucht hat. Mehr als einen Punkt mußte ich übergehen, weil die Statistik versagte. So z. B. wird der Leser in dem Abschnitte über die Heirathshäufigkeit die Erörterung vermissen, in welchen sozialen Schichten die Ekehäufigkeit am schwächsten, in welchen sie am stärksten ist, oder z. B. welche sozialen Klassen das früheste Heiratsalter der Töchter aufweisen.

In dem Abschnitte über die Erwerbstätigkeit fehlt jedes nähere Eingehen auf die 176 000 weiblichen Personen

in den „freien Berufen“. Es liegt leider kein statistischer Nachweis vor über ihren Bildungsgang, die soziale Schicht, der sie entstammen, ihre Einnahme, ihre Lebenshaltung, über den Umstand, wie viele von ihnen Angehörige unterstützen oder ganz ernähren. Über alle diese Punkte würde nur durch amtliche Erhebungen Licht verbreitet werden können.

Eine freundliche Prophezeiung sagt, unser Jahrhundert solle das Jahrhundert der Frau werden. Vielleicht beschert es uns da auch eine reichsdeutsche statistische Erhebung, die die Lage des weiblichen Geschlechts in erster Linie berücksichtigt. Dann würde das Material zu einer erschöpfenden Besprechung der Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts im Deutschen Reiche gegeben sein.

Blankenburg a. H., im Januar 1904.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, die diese Schrift gefunden, macht schneller, als ich erwartete, eine zweite Auflage nötig.

Wesentliche Teile des Buches mußten unverändert bleiben, da eine neue Berufs- und Gewerbebeziehung, deren Zahlen hätten verwendet werden können, nicht stattgefunden hat. Die Volkszählung von 1905 ist verwertet worden.

Ich kann diese neue Auflage nicht hinausgehen lassen, ohne an dieser Stelle auf ein Mißverständnis hinzuweisen, das nur durch flüchtiges Lesen entstanden sein kann. Man hat in meiner Erklärung des Begriffes Weiblichkeit (S. 123) den Satz gefunden: Weib sein, heißt Mutter sein, und hat daraus gefolgert, daß ich in der Mutterschaft

schlechthin den Wert des Weibes sehe. Man hat aber übersehen, daß dieser Satz nur eine Zwischenstufe in der Entwicklung des Gedankenganges war, daß ich vielmehr ganz ausdrücklich darauf aufmerksam mache, „dieser Satz könnte den Irrtum hervorrufen, als ob an den physiologischen Vorgang eo ipso die rechte Gesinnung (die Mütterlichkeit) geknüpft sei“ usw., und ich komme dann zu der These: „Weib sein, heißt, wie eine Mutter sein, kurz, weiblich sein heißt, mütterlich sein.“ Ich habe also die Auffassung, als ob leibliche Mutterschaft schon echte Weiblichkeit bedeute, als einen Irrtum bezeichnet, und es dürfte mithin nicht wohl angängig sein, mir die Definition echter Weiblichkeit als eines physiologischen Vorganges anzuhängen. Ich verweise nochmals auf die unverändert gebliebenen Seiten 121 und 122.

Des weiteren verwahre ich mich gegen die Behauptung, daß das Buch eine „katholische Tendenzschrift“ sei. Ich bin redlich bemüht gewesen, keinem zu lieb, keinem zu leid, die Wahrheit über die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts im Deutschen Reiche aus amtlichen Quellen heraus, unter Angabe dieser Quellen, festzustellen. Jeder kann nachprüfen. Stellt es sich heraus, daß in irgend einer Beziehung die Verhältnisse in einem Staate, einer Provinz oder einer Stadt besonders günstig liegen, und daß dieses Gebiet vorwiegend katholisch ist, so bin ich nicht verpflichtet, das mit Stillschweigen zu übergehen; ich bleibe objektiv, wenn ich den Tatbestand feststelle und daran die Erwägungen knüpfe, die ich bei ruhiger, sachlicher Prüfung für zutreffend halte.

Der Versuch, meine statistische Studie als „katholische Tendenzschrift“ zu diskreditieren, erscheint um so schwerer verständlich, als mein Buch gerade von katholischer Seite angegriffen worden ist. Man hat mir vorgeworfen, daß ich nur die Lichtseiten des Klosterlebens zeichne. Darauf muß ich entgegen, daß ich das Klosterleben überhaupt nicht zeichne. Nicht die Praxis des

einzelnen Klosters oder Aufschwung oder Niedergang echten Ordensgeistes steht zur Untersuchung, sondern lediglich die theoretische Frage: Kann das Weib ohne den Mann zu einem vollwertigen, vollglücklichen Dasein gelangen? Ist eine solche Möglichkeit gegeben? Diese Frage bejahe ich im Hinweis auf die Klosterfrau mit dem Frieden der Gottesbraut im opferfreudigen Herzen.

Von derselben Stelle ist auch der Einwurf gekommen, ich arbeitete mit „Naumannschen Ideen“. Ganz schweigen kann ich hierzu nicht. Denn da ich Naumann nicht zitiere, so kann diese Bemerkung als ein Vorwurf klingen. Die Selbständigkeit meiner Arbeit aber wird jeder gelten lassen, der weiß, daß ich 1895 auf dem Evangelisch-sozialen Kongresse zu Erfurt mit dem Programm einer christlichen Frauenbewegung vor die breiteste Öffentlichkeit getreten bin, noch ehe Pfarrer a. D. Dr. Friedrich Naumann über die Frauenfrage gesprochen oder geschrieben hatte. (Vergleiche meine Broschüre „Die soziale Lage der Frau“ und das Protokoll des Kongresses.)

München, im März 1907.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Inhaltsverzeichnis.

I. Grundlinien	1
II. Wirtschaftliche und ideelle Ursachen der Frauenbewegung	16
III. Statistische Tatsachen.	
A. Der weibliche Überschuß	35
B. Der Altersaufbau des weiblichen Geschlechts	66
C. Der Anteil des weiblichen Geschlechts am Eheberuf	70
D. Der Anteil des ehemündigen weiblichen Geschlechts an der Erwerbstätigkeit	84
E. Der Wettbewerb zwischen Mann und Weib	105
IV. Folgerungen	130
Nachwort	154
Thesen	161

Diagramme.

Tafel I. Das Heiratsalter der Geschlechter	71
„ II. Heiratskurve des weiblichen Geschlechts	78
„ III. Verheiratete und Ehelose des weiblichen Geschlechts	78
„ IV. Erwerbskurve des weiblichen Geschlechts	92
„ V. Erwerbstätige und Angehörige des weiblichen Geschlechts	93
„ VI. Heiratskurve und Erwerbskurve des weiblichen Geschlechts	94

I. Grundlinien.

Faßt man mit dem Ausdrucke soziale „Frage“ die Schwierigkeiten zusammen, die da entstehen, wenn eine Klasse der Gesellschaft in Widerspruch zu ihren überlieferten Lebensbedingungen gerät und um Besserstellung kämpft, so gibt es zweifelsohne eine Frauen-Frage. Die historische Überlieferung lehrt, kurz gesagt: Die Frau gehört ins Haus; die Gegenwart aber zwingt die Frau durch physischen und intellektuellen Hunger aus dem Hause heraus. Die historische Überlieferung kennt die Durchschnittsfrau nur als Gemeinschaftswesen, das glatt in der Familie aufgeht; die Gegenwart aber entzieht dem weiblichen Geschlechte in steigendem Maße diesen gewachsenen Boden und stellt so viele weibliche Personen auf sich selbst, daß die frühere Ausnahmeerscheinung, die selbständig ihren Unterhalt gewinnende Frau, der Durchschnitt zu werden droht. Diese mehr und mehr Gestalt gewinnende Zeitentwicklung rüttelt die Frau auf. Sie sucht, sie fordert: Brot, Wissen, Recht. Was ist zu gewähren, ohne Gefahr zu laufen, einen auflösenden, schrankenlosen Subjektivismus zu fördern? Das ist gegenwärtig die eigentliche Frauenfrage.

Wer ernsthaft an die Frauenfrage herantritt, wird sich kaum eines beklemmenden Gefühls erwehren können. Es ist ein Sprung ins Meer. Uferlos liegt das Gebiet vor uns. Meinungen wogen hin und her. Sturzwellen von einschlägiger Literatur brechen über uns herein.

Wo finden wir einen festen Punkt, um unsern Geist sicher zu verankern und dann die Gedanken an langer Kette ziehen zu lassen? Wo finden wir einen festen Punkt, der dem Widerstreit der Meinungen entrückt ist, von dem aus wir den Hebel ansetzen? Wir haben ihn in der Tatsache der natürlichen Zweiteilung der Menschheit, in der Verschiedenheit von Mann und Weib.

Auf den ersten Blick könnte es überflüssig erscheinen, diesen stadtbekannten Umstand zu erwähnen. In Wahrheit ist es aber die erste Vorbedingung eines befriedigenden Schlusses, daß wir uns über diese Tatsache der Zweiteilung der Menschheit verständigen und daran festhalten, sowohl seitens der Männer wie der Frauen. Beider Denken entgleist leicht an diesem Punkte. Theoretisierende Männer sind imstande, die weibliche Hälfte in ihrer Wesensbesonderheit zu übersehen und aus dem, was beiden Geschlechtern gemeinsam ist, zu folgern, daß das Weib eigentlich ein Mann ist, nur ein verzeichneter, etwa nach dem Schlusse: Der Mann ist der Mensch. Das Weib ist auch Mensch. Folglich ist das Weib ein Mann. Natürlich nicht ein Voll-Mann, daher auch nicht ein Voll-Mensch, nicht dem Manne ganz gleichartig, folglich minderwertig. Inferior. Zweitklassig. Gewiß kann es durch ein Spiel der Natur sehr begabte Frauen geben, und diese werden dann — die nötige Bildung vorausgesetzt — zur Arbeit mit Männern zugelassen, etwa so wie im Altertum ein Sklave freigelassen werden konnte oder wie in unserer Zeit Bürgerliche in den Adelstand erhoben werden. An der Lage der Klasse als solcher ändert individuelle Auszeichnung aber nichts. Mit solchem Gedankengange setzen die Männer sich selbst und ihr eigenes Tun als Maßstab, an dem die Frau zu messen sei, als ob es nur eine schlechthin vollkommene Verkörperung der Menschheitsidee gäbe, nämlich den Mann.

Bei der Frau ist bis auf die Gegenwart diese Anschauung ebenfalls weit verbreitet. Man hat sie ihr lange

und erfolgreich suggeriert. Aber diese wenig schmeichelhafte Ansicht war für die Frau nichts als eine belanglose Abstraktion, solange sie durch den Zuschnitt der Hauswirtschaft eine höchst konkrete Herrschaft ausübte. Was kümmerte sie die Philosophie! Fern von aller Theorie grünte ihr des Lebens Baum. Die Woche brachte ihr sechsmal ein rechtschaffenes Tagewerk und einmal eine würdige sonntägliche Erholung durch Kirchgang und Spaziergang. Sie ging restlos im Familienkommunismus auf. Ihre erste individualistische Handlung — daß sie starb — war auch zugleich ihre letzte. Gewöhnlich bewies erst die Lücke, die ihr Tod riß, daß sie die Seele des Hauses gewesen war.

Dieser Zuschnitt ist seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts langsam, aber merklich anders geworden. Die Revolution in der Produktionsordnung durch die Maschine und die Revolution in den Anschauungen durch den individualistischen Zeitgeist haben auch in der Frauenwelt ihre Wirkung getan. Die Frau ist gezwungen worden, selbständig zu arbeiten und selbständig zu denken. Aber ihre Gedanken bewegen sich naturgemäß vorwiegend noch in gelernten, vom Manne gegebenen Bahnen. Und der embryonale Ausgangspunkt dieser männlichen Gedankenbahnen der Frau gegenüber ist, daß sie (die Frau) sich an dem Manne, als der Norm, zu messen und ihre Abweichung vom männlichen Typus als Unvollkommenheit, die Minderwert bedingt, zu betrachten habe. Die bewußte oder unbewußte Auflehnung gegen diese Anschauung war eine der moralischen Ursachen der Frauenbewegung. Zuerst versuchte man diese männliche Auffassung zu bekämpfen, indem man auf ihrem Boden stehen blieb und als Ziel erfaßte, die Ebenbürtigkeit des weiblichen Geschlechts durch möglichste Mannähnlichkeit zu beweisen. Daß diese Ähnlichkeit nicht nur in Leistungen, sondern auch in Äußerlichkeiten gesucht wurde, war eine Kinderkrankheit. Ebenso

erklärlich erscheint es dem Kenner der weiblichen Psyche, daß in einzelnen Vertreterinnen des leicht erregbaren, beweglichen Geschlechts die Sucht der Vermännernng zum Fanatismus wurde, der selbst den angeborenen Instinkt des Weibes, zu gefallen, unterdrückte; sie entstellten sich selbst, indem sie sich ihres natürlichen Haarschmuckes beraubten.

Die Theorie vom absoluten Manntypus auf diesem Wege der Gleichmacherei zu bekämpfen, ist für alle Zeiten aussichtslos. In der jüngsten Gegenwart entstand denn auch unter den Frauen eine neue, scharf entgegengesetzte Geistesströmung, die die Bedeutung des Weibes beweisen will, nicht indem sie sich auf den Boden der männlichen Anschauung stellt und der darin liegenden Anregung zur Vermännernng nachgibt, sondern indem sie den Spieß umdreht und nun den Weibtypus als das Absolute hinstellt, dem der Mann lediglich Mittel zum Zweck ist. Das mütterliche Prinzip ist das Primäre. Das Weib ist der Vollmensch, dem der Mann auf Begehren zu dienen hat. Nach getaner Schuldigkeit aber verschwindet er im Dunkel seiner Überflüssigkeit. Diese Richtung hat die Losung: „Ein Kind und Arbeit“ geprägt. Das Weib soll die Lasten beider Geschlechter tragen, die eigene weibliche Geschlechtslast der Mutterschaft und dazu die (geistige oder physische) Arbeitslast des Mannes. In dieser Richtung, die mit der größten Kulturerrungenschaft, der lebenslänglichen Einehe, kurzerhand aufräumt, überschlägt sich der Subjektivismus. Daß sie ebensowenig Aussicht auf Erfolg hat wie die Sucht nach Vermännernng, bedarf keines Wortes.

Diese beiden weiblichen Richtungen werden den Geschlechtern in ihrer Eigenart ebensowenig gerecht wie die Überzeugung der Männer von der Überlegenheit ihres eigenen Typus. Die Frage, welches der beiden Geschlechter die eigentliche Menschidee darstellt, kann in dieser Fassung überhaupt nicht beantwortet werden. Wäre eins der beiden Geschlechter die absolute Norm,

so wäre Abweichung von der Norm Unvollkommenheit. Unvollkommenes und Vollkommenes aber können nicht gleichen Wert haben. Daher müßte dasjenige Geschlecht, das die absolute Norm darstellt, das vollkommene Geschlecht sein und das von ihm abweichende das unvollkommene, inferiore. Wir kommen der Wahrheit näher, wenn wir keines der beiden Geschlechter als absoluten Maßstab setzen. Mann und Weib sind zwei verschiedene Verkörperungen der göttlichen Menschheitsidee; verschieden, damit sie sich ergänzen; zwei Typen, die miteinander verglichen, aber nicht aneinander gemessen werden können. Das Weib ist ebensowenig ein verzeichneter Mann, wie der Mann ein mißglückter Weibversuch. Daher kann die Norm für den Mann nur der Mann, für das Weib nur das Weib sein. Diese Ansicht hat auch das Gute, die vergeblichen Versuche überflüssig zu machen, durch Gründe die Theorie von der Überlegenheit des männlichen Geschlechts zu stützen. Auf einen opportunistischen oder prinzipiellen Grund anderthalb Gegen Gründe! Selbst die Verschanzung hinter der biblischen oder hinter der natürlichen Schöpfungsgeschichte hält nicht stand. Entwicklung sehen wir hier wie da. Und in dem Begriffe der aufsteigenden Entwicklung liegt, daß immer die folgende Stufe die höhere ist, die weniger verfeinerte aber zuerst kommt. Danach wird die Schöpfung durch den letzten Akt, die Weibschöpfung, vollendet; der Manntypus geht ihm vorher. Der Weibtypus ist der letzte, also der am feinsten entwickelte. Alle diese Erörterungen, seien sie allzu menschliche Rangstreitigkeiten oder Beschönigung eines unfruchtbaren Geschlechtsegoismus, werden aufgehoben durch die Ansicht, daß beide Geschlechter Verkörperungen göttlicher Ideen sind. Jeder Versuch, ein Geschlecht als einen Abzug vom anderen hinzustellen, ist ein Diebstahl im reichen Haushalt der Natur, ist Unterschlagung einer göttlichen Idee. Dieser Hinweis klopft

auch an die Tür derjenigen Schriftgelehrten, die mit dem biblischen Schöpfungsberichte eine Unterordnung des weiblichen unter den männlichen Typus als solchen begründen wollen. Sie müssen zwar zugeben, daß Gott das Weib geschaffen hat; was sie aber in Abrede stellen, ist, daß das Weib eine besondere göttliche Idee verkörpert. Aus ihrer Annahme würde aber folgern, daß Gott, im Begriffe, das Weib zu schaffen, keine Idee mehr fand und deshalb das männliche Klischee noch einmal abzog. Es liegt in der Art zweiter Abzüge, matter auszufallen, unvollkommener, daher die Unvollkommenheit des Weibes, die seine Unterordnung unter den Mann bedingt. Diese Auffassung macht Gott zum altgewordenen Künstler, dessen Schaffenskraft versiegt, und der sich deshalb aufs Kopieren legt. Ob eine solche Auffassung zur größeren Ehre des Männergeschlechts dient, mag unerörtert bleiben, zur größeren Ehre Gottes dient sicherlich mehr die Auffassung, daß auch der Weibschöpfung eine ebenbürtige göttliche Idee zugrunde liegt. Weder der Mann noch das Weib stellen gesondert für sich die vollkommene Menschheitsidee dar. Beide sind der Ergänzung bedürftig und müssen in der Gemeinschaft Vollendung suchen. Auch in diesem Sinne kann man es deuten, wenn die Alten Eros den Bezwinger nannten, der starren Stolz zur Gemeinschaft führt, und wenn der Weltapostel die Liebe „das Band der Vollkommenheit“ nennt. Ohne Liebe keine fruchtbare Gemeinschaft, und ohne Gemeinschaft keine Vollendung für den einzelnen.

Aber auch innerhalb der Gemeinschaft ist der Weg zur Vollendung nicht derselbe für Mann und Weib. Das sehen wir klar in dem engsten Gemeinschaftskreise, in der Urzelle der menschlichen Gesellschaft, der Ehe. Verschieden hat die Natur die Aufgaben und deshalb die Gaben verteilt; die Ehe bedeutet nicht dasselbe für den Mann wie für das Weib, kann und wird nie dasselbe

bedeuten und wenn eine noch so starke anarchisierende Strömung sich über die Verschiedenheit der Geschlechtsaufgaben hinwegtäuschen will. Die Natur behauptet sich aller Verblendung zum Trotz. Und die Natur ist es, die die Verschiedenheit der Geschlechter will. Streifen wir alles Zufällige von der Ehegemeinschaft ab, alles Kulturelle ebenfalls, lassen wir nur das Natürliche stehen — die Geschlechtsverschiedenheit bleibt und ihre Aufgaben bleiben, und diese Verschiedenheit erkennt dem mütterlichen Organismus den Hauptanteil bei der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes zu. Monatlang ist der werdende Mensch vom Leben der Mutter, von der bildnerischen Tätigkeit ihres Organismus abhängig, er lebt mit ihr und stirbt mit ihr. Durch einen letzten kraftvollen Akt des weiblichen Organismus wird er dem Lichte geboren. Aber auch dann ist noch der losgetrennte Organismus zur Erhaltung seines Lebens auf den mütterlichen angewiesen, den die Natur nun schöpferisch ausstattet. Aber eben diese hohen Aufgaben beanspruchen den weiblichen Organismus völlig, wenn sie zum Wohle des Menschengeschlechtes erschöpfend erfüllt werden sollen. Vom Manne verlangt die Ehe viel, vom Weibe alles, sie verlangt das Weib selbst. Der Mann ist Gatte und Vater im unbesoldeten Ehrenamte, für das Weib ist die Ehe in jedem Sinne Beruf und zwar, so will es die Natur, soll das Weib hauptberuflich und nicht nebenamtlich Hausmutter sein. Eine höhere Aufgabe als die der Hausmutter gibt es nicht. Nur für höchste Aufgaben setzt man sein Leben ein. Was die Ehe der Frau in der Mutterschaft gibt, ist so groß, daß sie es mit Gefahr ihres Lebens erringen muß. Neben diesen Aufgaben verschwindet zunächst jede andere als nebensächlich. Was immer die Kultur noch erringen mag, wie groß auch immer die Männer sein mögen, die wir in Zukunft zu erwarten haben, zunächst müssen sie geboren werden, müssen ihre Mütter gewillt sein, ihre Naturaufgabe zu erfüllen.

So selbstverständlich dies ist, ist es doch nicht lebendig im Bewußtsein der Gegenwart. Mutterschaft und Mütterlichkeit stehen nicht hoch in der Schätzung der Zeitgenossen. Eine Zeit, die pessimistisch das Leben selbst nicht hoch wertet, wird auch seine Quelle nicht hoch werten.

Es würde unglaublich scheinen, daß die Natur mit der gewaltigen, schmerzlich-lustvollen Aufgabe der Mutterschaft das Weib bedacht hätte, ohne es auch psychisch dazu auszurüsten. Und sie hat es getan. Der physischen Ausrüstung entspricht ein psychisches natürliches Moment, ein Instinkt. Das kleine Mädchen, das noch nie eine Puppe sah, schafft sich eine durch einen Stein und alte Lappen. Dieser Instinkt wird die Mädchen immer wieder zur Ehe führen, aller beruflichen Bildung zum Trotz. Das sollte eine Warnung sein für die, die in der Ehe nicht „den“ sondern „einen“ Beruf unter vielen sehen wollen, eine Mahnung aber auch für die, die durch fachberufliche (insonderheit geistige) Ausbildung eine Verkümmern der mütterlichen Triebe des Weibes befürchten. Beide sind im Irrtum. Berufsarbeit kann tatsächlich ein Ersatz werden. Im Begriff des Ersatzes liegt aber schon, daß es nicht das ursprüngliche, eigentliche ist, sondern an zweiter Stelle steht. Und Ausbildung kann das Weib gefährden, aber nur, wenn der Instinkt bereits verkrüppelt ist. Als Norm dürfen wir annehmen, daß der Mutter-Instinkt in der Jungfrau schlummert und durch die bräutliche Liebe geweckt und zur vollen Entwicklung (zur reifen Mütterlichkeit) geführt werden soll, — eine Auffassung, die der Genius unseres Volkes im Märchen vom Dornröschen sinnig erfaßt hat. Diese Mütterlichkeit, das Ziel der Entwicklung, ist nicht zur Familiensucht erweiterte Selbstsucht, nicht weichliche Willenlosigkeit, sondern tätige Geduld, kraftvolle Ruhe, bewußte Fülle, Urkraft. Im Wechsel der Zeiten bleibt sie sich im wesentlichen

gleich. Aus dem Munde der mutterstolzen Niobe könnte das Lied unserer Zeitgenossin Mia Holm stammen:

Sonne lacht und wirft durchs Zimmer
Goldnen Schein

— — — — —
— — — — —

Doch in mir glänzt schönre Wonne,
Hellres Licht:
Eine Mutter, arme Sonne,
Bist du nicht!

Der Instinkt der Mütterlichkeit ist der springende Punkt der weiblichen Psyche; er kann sie bei hochbegabten Naturen zu mystischen Tiefen führen, wo sie dem Urquell alles Seins näher kommt als je der grübelnde natürliche Verstand. Aber er ist nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv, soziologisch, von höchster Bedeutung. Der Mutterinstinkt ist gesellschaftsgeschichtlich das Primäre, ist der Urquell altruistischer Gefühle, ursprünglichste Natur und potenzierte Kultur. Über das Dunkel der Urgeschichte der Familie breitet dieser mütterliche Trieb einen verklärenden Schimmer, die Möglichkeit künftiger Entwicklung verheißend. Er hat der Aufwärtsentwicklung der Menschheit den Hebelpunkt, der übersinnlichen Welt den Berührungspunkt geboten. Aufwärts geführt hat er die Menschheit, weil er die Mutter für den hilflosen lästigen Säugling Zuneigung empfinden ließ. Zuneigung erzog sie zur Fürsorge, zur Umsicht, Zuneigung machte sie erfinderisch. „Nichts als ein tierischer Instinkt“, wirft man verächtlich ein. Um zur verklärten Mutterliebe entwickelt zu werden, mußte der Instinkt aber doch da sein! Und er war da und half der Menschheit zu dem Grade von Gemütswärme, ohne den kein Leben gedeiht. Dieser Muttertrieb hat aber auch der übersinnlichen Welt den Berührungspunkt geboten. Eine Fülle unabsehbarer Entwicklungsmöglich-

keiten lag verheißungsvoll in seiner Linie, und „als die Zeit erfüllet war“, wurde die Möglichkeit Wirklichkeit: Das Weib wurde in Maria, der Mutter Jesu, Mit-helferin an der Erlösung der Menschheit. Solange es eine erlösungsbedürftige Menschheit geben wird, solange wird man auf dieser Wirklichkeit fußen. Ohne seine Mutter kein Jesus, kein Christus, folglich ohne Maria kein Christentum. Die Kirche beugt sich verehrend vor ihr und damit vor der Mütterlichkeit. Einen stärkeren Appell an Maria hat der christliche Mann nicht gefunden als den Ruf: „Te monstra esse matrem!“ Zeige, daß du Mutter bist!

Es ist eine wesentliche Gabe der weiblichen Psyche, daß sie vermag, den natürlichen Lebenstrieb in die übersinnliche Welt hineinzutragen, ihn zur Himmelsleiter zu verklären, die zu Gott führt. So wird die Klosterfrau zur „Himmels-Braut“. Frauen, in denen das Übernatürliche als neue Kraft sichtbar nach außen wirkte, verehrt die Kirche als „Heilige“.

Eine Fülle von Segen hat der Glaube an die mystische Beziehung des Weibes zum Göttlichen der Menschheit gebracht. Wo immer er männliche Geister befruchtete, wirkte er Wunder der Schönheit. In der Malerei wird uns dies greifbar vor Augen gestellt. Der Glaube an das Ewig-Weibliche zog die männliche Phantasie zur höchsten Kunst hinan. Ohne diesen Glauben hätte Tizian nicht seine Assunta, Rafael nicht seine heilige Katharina oder die Sixtina, Correggio nicht die heilige Nacht, hätten Botticelli, Murillo, Dürer, Cranach nicht ihre Madonnen und Heiligen gemalt. Der Glaube an das Ewig-Weibliche hat seine befruchtende Kraft im Wandel der Zeiten nicht verloren. Die Schule der sog. „Nazarener“ hat von ihm Anregung empfangen, in der Gegenwart Maler wie Gebhard, Thoma, Führich. Wo dieser Glaube an das Weib lebt, da wirkt er in der männlichen Phantasie, auch auf profanem Gebiete, zugleich als

Stimmung und als Stoff zur großen Kunst*). So dankt das Weib dem Manne. Wo dieser Glaube fehlt, da fehlt der Phantasie der höchste Flug, da wird die Kunst leicht-nüchtern oder lüstern. Der Niedergang der Kunst rächt das Weib an den Männern, die an Stelle schöpferischen Glaubens eine mechanistische Weltanschauung setzen, dem Manne seine Beziehung zum Göttlichen als Gespensterei und Einbildung ausreden und ihm statt dessen die Welt des Sinnengenusses anpreisen als das Reich, wo es als Königin gebieten soll. Diese kulturfeindlichen falschen Freunde des weiblichen Geschlechts bringen es schließlich dahin, daß das Weib, zur Fügsamkeit erzogen, ihnen nachgibt, mit eigener Hand den züchtigen Schleier zerreißt und bald die Männer an Schamlosigkeit übertrifft. Circe rediviva. Dann können wir, wie heute, erleben, daß von Frauenhand literarische Erzeugnisse entstehen, über die die berühmte Germinie Lacerteux noch erröten würde. Wenn die Brüder Goncourt in dieser Gestalt eine vereinzelt pathologische Figur zeichneten, so machen gewisse moderne Schriftstellerinnen den verbrecherischen Selbstverteidigungsversuch, diesen Krankheitsfall zu verallgemeinern, die Entartung als das Normale, die Zuchtlosigkeit als das Charakteristikum der Frauenwelt hinzustellen. Was sie getan, so wollen sie den Männern einreden, täten alle. Und der Erfolg? Der Mann wendet sich angewidert ab und spricht ebenso treffend wie brutal von „Dirnenliteratur und Bordellkunst“. So dankt das Männergeschlecht dem Weibe, wenn es die von den Männern selbst verbreiteten materialistischen Lehren beherzigt und sich zur Königin des Sinnengenusses machen läßt. Erst wird ihm seine köstlichste Habe, die Fähigkeit tiefinnerlichster Gottnähe geraubt, und wenn es dann die Theorie in Praxis umsetzt

*) Man vergleiche „Dichter und Frauen“ von Fritz Lienhard in der Deutschen Monatsschrift, Oktober 1903.

und folgerichtig wilden Sinnenrausch dafür begehrt, so wird es bekrittelt und verächtlich Dirne geschimpft. Es soll nicht begehren, nur gewähren, männlichem Wunsche willfahren, selbst aber wunschlos sein. Als Königin der Sinnenlust ist es die Sklavin männlicher Laune.

Der Glaube an die Mystik der weiblichen Psyche ist ursprünglich. Die Geschichte kennt ihn zu allen Zeiten. Die Griechen hatten die Pythia, die Römer ihre Vestalinnen und die sibyllinischen Gestalten, unsere heidnischen Vorfahren sahen „etwas Heiliges und Ahnungsreiches“ im Weibe und erhoben es durch die Priesterwürde zur Mittlerin zwischen Göttern und Menschen. Über die mittelalterliche Kirche und die Marienverehrung (von der wir bereits gesprochen) hinweg, finden wir diesen Glauben bei Goethe wieder. Faust steigt mit dem Schlüssel der Geheimnisse zu den Müttern in die Tiefe, und in der tiefsten Tiefe findet er den Quell der Lebenswärme. Er findet das Feuer in dem glühenden Dreifuß, dem Sinnbild der menschlichen Dreiheit. Und dieses Feuer wird von den Müttern bewahrt; Mütter hüten das große Geheimnis des Lebens. Sie schauen selbstvergessen in uferlose Fernen, wo Himmel und Erde sich berühren: Wo Mütter sind, da sind nicht auszudenkende Möglichkeiten.

Vom Erhabenen zum Grausigen ist's nur ein Schritt. So wirkte im letzten Grunde die Vorstellung von der leichteren Zugänglichkeit des Weibes für übernatürliche Mächte mit, als Frauenverehrung im allzu menschlichen Stimmungswechsel in Hexenverfolgung umschlug.

Die katholische Kirche hat den Glauben an die Fähigkeit und Empfänglichkeit des Weibes für Übernatürliches bewahrt, der Protestantismus damit aufgeräumt. Die katholische Kirche in Deutschland hat aber nicht immer in derselben Reinheit und Stärke diesen Glauben und seine besondern Pflegestätten, die Frauen-

klöster, zu erhalten gewußt. Im 16. Jahrhundert war er stellenweise ein so dünnes Fädchen geworden, daß er zerriß, als Luther ihn prüfend spannte. In protestantischen Ländern betonte man vom 16. Jahrhundert an nachdrücklich die rein natürliche Bestimmung des Weibes. Das Weib wurde Geschlechtswesen, so ausschließlich Geschlechtswesen, daß es nur als Gattin für voll angesehen wurde. Für die Ledige hatte man kein Verständnis, sie wurde die Zielscheibe des Spottes. Man kannte nur die Gattin (Witwe) und die lächerliche oder boshafte „alte Jungfer“. So blieb es jahrhundertlang. Da aber hob sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts aus dem sonst so friedlich ruhenden Meere der Frauenwelt eine starke Welle: Die Frauenbewegung. Sie trug eine neue Frau empor, die Berufsfrau, die selbständige, das heißt für sich selbst sorgende, des Mannes entratende Arbeiterin aus allen Schichten der Bevölkerung. Die Frauenbewegung hat nicht die Berufsarbeiterin erst hervorgebracht, die Frauenbewegung trug sie aber empor. Sie zeigte sie der Welt und ebnete ihren Weg. Sie machte den Menschen klar, daß ein Umschwung in den Lebensverhältnissen des weiblichen Geschlechts vor sich gehe, daß es in Widerspruch zu seinen überlieferten Lebensbedingungen geraten sei und um Besserstellung kämpfen müsse.

Seitdem ist die Erörterung über die Lage und den Beruf des weiblichen Geschlechts nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden. Daß wirtschaftliche und ideelle Ursachen einen Umschwung in den Lebensverhältnissen des weiblichen Geschlechts herbeiführen, daß die Gegenwart im besonderen Sinne eine Übergangszeit für das Weib bedeutet, ist unbestreitbar. Die Frage ist nur: Wie weit geht dieser Umschwung? Ist die Ehe noch der Hauptberuf des weiblichen Geschlechts in unserm Vaterlande oder nicht? Und welche Bedeutung hat neben ihr die Notwendigkeit gewonnen, mittels er-

werbsmäßiger Arbeit zu Lebensinhalt und Lebensunterhalt zu gelangen? Kurz: Welchen Anteil hat das deutsche Frauengeschlecht an Ehe und an Erwerbsarbeit? Diese Frage beantworten heißt nichts anderes, als die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts im Deutschen Reiche untersuchen. Über diese müssen wir uns unterrichten, wollen wir zu einem begründeten Urteile in der Frauenfrage gelangen, d. h. zu einem Urteil, das auf Kenntnissen und nicht auf falscher Verallgemeinerung engbegrenzter persönlicher Erfahrung ruht. Ein verhältnismäßig sicherer Weg zu diesem Ziele dürfte eine Wanderung durch die dürrn Gelände der Statistik sein. Eine mühselige Wanderung. Aber der Einsatz an Zeit und Kraft wird durch die Gewißheit wettgemacht, daß die so gewonnene Einsicht kein Trugbild sein kann.

Hier wird nun etwa von Lesern, die statistischer Arbeit abhold sind, der beliebte Einwand erhoben werden, daß im Gegenteil die Zahlen kein verlässliches Bild geben können. Vor Ablauf des Zähljahres stürben noch viele, von den Ledigen heirateten viele, und von den schon Verheirateten würde eine Anzahl verwitwet. Dem wäre zu entgegnen, daß, wenn viele sterben, noch mehr geboren werden, und daß, wenn viele heiraten und die Zahl der ledigen verringern, dafür die ganze Klasse der 15jährigen 16 Jahre alt wird und damit in das Alter der Ehemündigkeit einrückt. Ein Bild hilft vielleicht zu einer Vorstellung: Die Bevölkerung ist wie ein großer Strom. Wir stehen beobachtend an seinen Ufern und sehen ihn fließen. Unablässig gleiten seine Wassermassen an uns vorüber und verschwinden uns aus den Augen, aber der Wasserspiegel bleibt sich gleich, so gut wie die Tiefe des Stromes. Nur starke äußere Einflüsse können da merklich eingreifen. So gleitet unablässig der Strom der Menschheit dahin und verschwindet unter dem Tor des Todes aus unsern Blicken. Es sind stets

andere Geschlechter, aber das Bild bleibt dasselbe, wofern nicht starke äußere Umstände es verändern.

Ehe wir uns nun aber der Betrachtung der Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts in Deutschland widmen und die Frage beantworten, wie weit der Umschwung tatsächlich geht, fragen wir, wie dieser Umschwung sich vorbereitet hat? Zu diesem Zwecke werfen wir einen Blick rückwärts auf die Entwicklung der Frauenarbeit und damit auf die Ursachen der Frauenbewegung.

II.

Wirtschaftliche und ideelle Ursachen
der Frauenbewegung.

Historische Überlieferungen haben nicht immer das Recht auf ihrer Seite. Es gibt auch Gesetze und Rechte, die sich „wie eine ewige Krankheit forterben“. Aber die historische Überlieferung, daß das Weib ins Haus gehört, hat sicher das Recht auf ihrer Seite, denn sie hat die Natur für sich.

Es ist eine gute natürliche Zeit für das weibliche Geschlecht gewesen, als dies Wort sein Dasein umspannte. Sein Leben konnte nicht einschneidender beeinflußt werden als durch Umstände, die es vom Hause und Familienleben trennten und ihm damit einen Boden entzogen, der sein unbestrittenes Eigentum in historischer und vorhistorischer Zeit gewesen war.

Wollen wir uns den Gang der Entwicklung bis zu diesem Umschwunge im allergrößten Umrisse vergegenwärtigen, so tun wir gut, einige Einschnitte in das schier unübersehbare Gebiet zu machen und es damit zu gliedern.

Den ersten Abschnitt können wir mit einiger Berechtigung bis zur Städtegründung ums Jahr 1000 nehmen. Dünn bevölkerte Landstriche. Wenig Verkehrsmittel. Wenig Verkehr. Jede Familie (eine wirtschaftliche Vereinigung unter männlichem Schutze) muß selbst schaffen, was sie braucht. Und sie kann es. Es handelt sich nur um Befriedigung von Naturbedürfnissen. Die Familie

produziert aber auch nur Güter für den eigenen Gebrauch, für die eigene Wirtschaft, sie hat wenig oder keine wirtschaftlichen Beziehungen zu andern Gemeinschaften. Es ist die Zeit der reinen Privatwirtschaft. In diesem Stadium sind alle Frauenhände wertvoll. Die Frauen sind die unentbehrlichen Produzentinnen, die bewaffneten Männer die Mitkonsumenten. Privatwirtschaft ist Frauenwirtschaft. Unter den Händen der Frau verwandelt sich das Mehl in Brei und Brot, die Schafwolle in wärmende Kleidung. Die Frau erhält unter der Asche die glimmenden Funken, sie schürt das Feuer, daß es Licht und Wärme gibt. Eine nicht auszudenkende Fülle von Frauenfleiß und Frauenarbeit hat in jener fernen Zeit die Grundlage und das Band der Familiengemeinschaft unter männlichem Schutze gebildet. Wieviel Mühe mag es allein schon gekostet haben, bis die sichere Verbindung loser Stoffteile, das Nähen, mit Metallnadeln vor sich ging, bis der natürliche Dorn durch den nachgeahmten künstlichen, die Nadel (erst aus Bein, dann aus Metall), abgelöst worden war!

Der Menschengestalt stand nicht still, er strebte vorwärts, und jeder Fortschritt führte zu einem andern. Erfahrung lehrte die Hütten besser bauen und die Vorräte besser hüten, besser gehütete Vorräte ermöglichten regelmäßige Ernährung, dadurch bessere Pflege der Kinder und Erhaltung der eigenen Kräfte. Die Menschen lebten länger, mehrten sich und rückten näher zusammen. Große Gemeinwesen, Herrnsitze und Bischofsitze mit gegliederter Bevölkerung entstehen. Die Bedürfnisse wachsen und verfeinern sich zu Kulturbedürfnissen. Die Menschen wollen nicht nur bekleidet sein, die einzelnen Schichten wollen sich voneinander unterscheiden in Kleidung, Wohnung, Speise und Trank, Waffen und Zaumzeug. Der Vornehme will seine Frau in besseren Schuhen und feineren Gewändern sehen als das Mädchen auf dem Hofe. Die Erfindungsgabe wird angeregt, die Ausführung

vertraut man der geschicktesten Hand, die es einmal gut gemacht hat und immer wieder mit dieser Arbeit betraut wird. Auch die Masse der Arbeit wächst; Frauen-Arbeitsstuben werden eingerichtet. (Nörrenberg.) Es wächst auch die Anforderung an urbarmachende, kraftfordernde Arbeit, zu der man nicht die geschicktesten Hände, sondern die stärksten Arme nimmt. Arbeitsteilung beginnt. Die Werkzeuge werden verbessert. Arbeitsteilung erzeugt Übung. Die Verrichtungen werden schneller erledigt, die Gütererzeugung nimmt zu. Schließlich werden mehr Sachgüter produziert, als das Anwesen brauchen kann. Der Überschuß drängt nach Verwertung. Mehrere Anwesen werden von demselben Wunsche zu Begegnungen geführt, die den Austausch von Gütern zum Zwecke haben. Man trifft sich bei einer Siedelung, die gut gehalten und von kräftiger Hand vor Raubgesindel geschützt wird und günstig liegt — etwa an einem schiffbaren Wasser oder an einem Punkte, wo zwei der seltenen Straßen sich schneiden. Der Treffpunkt wird gewohnheitsmäßig zum Platze des Austausches der Güter. Das eigenproduzierte Gut wird Ware, der Platz wird Markt, das Gemeinwesen wächst sich zum Marktflecken aus, der Marktflecken zur Stadt. (Sohm.)

Auf dem Lande bleibt zunächst alles beim alten, aber in den Städten steigen die Kulturbedürfnisse schneller. Die Bewohner machen Ansprüche. Die Gewohnheit, einem bestimmten Arbeiter eine bestimmte Arbeit aufzugeben, prägt sich immer mehr aus. Das Handwerk entsteht. Die Handwerker schließen sich zusammen. Die Zunft entsteht. Die Zunft ist organisierte gewerbliche Männerarbeit. Die Frauen sind meistens ausgeschlossen, sie bleiben auf das privatwirtschaftliche Gebiet beschränkt.

Die Männer dringen vor. Eine Arbeit nach der andern bröckelt von der Privatwirtschaft, dem Arbeitsgebiet des weiblichen Geschlechts, ab und fällt den Männern anheim. Die Frau bäckt noch das Brot, aber der Müller mahlt das Mehl. Der Schneider schreibt ihr vor, was sie

nähen darf, was nicht. Die Organisation der Männerarbeit ist die bedeutsamste, einschneidendste Folge der Städtegründung für das weibliche Geschlecht. Und dies nicht nur, weil die Männer in das weibliche Arbeitsgebiet einbrechen, mehr noch, weil der Unterschied zwischen gelernter und ungelernter Arbeit ausgeprägt wird. Die häusliche Frauenarbeit zählt zur letzteren. Die Männerarbeit genießt alle Vorteile der Organisation, die Frauenarbeit alle Nachteile der Vereinzelung und Zufälligkeit; sie muß als rein erfahrungsmäßiges Können schließlich der Systemlosigkeit verfallen und damit im Dilettantismus endigen. Die Bedeutung der Organisation der Männerarbeit rechtfertigt es, wenn wir das Zunftwesen als charakteristisches Merkmal des zweiten Abschnittes ansprechen und diesen Abschnitt bis 1800 ausdehnen: Der privatwirtschaftlichen Frauenarbeit steht die organisierte gewerbliche Männerarbeit gegenüber.

Die Frage drängt sich auf: Warum ließen die Frauen dies geschehen? Vermutlich haben sie es natürlich gefunden. Sie haben sich darüber nicht Rechenschaft gegeben. Noch füllte die Hausarbeit die Frau aus, sowohl auf dem Lande (wo reine Privatwirtschaft sich erhalten hatte), wie in der Stadt, deren größte nach unserm heutigen Begriff klein war. Noch umfaßte die private Wirtschaft die Beschaffung und Bewahrung von Vorräten, noch wurde gesät, gepflanzt, geerntet, gehechelt, gesponnen, geschlachtet, gebacken, gewaschen. Auch das kleine Bürgerhaus hatte Wirtschaftsräume, hatte einen engen Hof mit Stall und Heuboden, vor dem Tore ein Stück Feld und in diesem ein Gärtchen, das auf die Hände der Frau wartete. Waren die Männer die Produzenten der Marktware geworden, so waren die Frauen die Produzentinnen der Hausbedarfsgüter geblieben. Und neben diesen galt es im steigenden Maße Kulturbedürfnisse zu befriedigen. Die Nadelarbeit der Frau entwickelte sich schnell. Bewunderungswürdige Beweise davon

sind auf uns gekommen. An Verwendung und Anregung fehlte es nicht. Ein beneidenswerter Hauch von Kunst, von der Kirche genährt, streifte das nüchterne Alltagsleben. Jede Gemeinde hatte ihre Kirche, die in den Messen täglich, in den großen Kirchenfesten jahraus, jahrein Herzen und Sinne erhob, die Phantasie anregte, aber auch beständig kunstfertigen Händen Beschäftigung bot. Eine Fülle von Geschmack, Fleiß, schöpferischer Erfindung diente den Gottesdiensten zur Verherrlichung. Was die Arbeit der Frau durch die Zünfte an Ausdehnung eingebüßt hatte, wurde wett gemacht durch Verfeinerung der Arbeit.

Die Frau war aber nicht nur ausgefüllt, sie war auch versorgt. Das Haus hatte starken Bedarf an Frauenhänden. Auch die Unverheiratete war kein Ballast, keine Almosenempfängerin, sondern eine Arbeiterin, die ihre schätzbare Kraft in den Dienst des Hauses stellte. Neben dem Hause waren es Genossenschaftsbildungen geistlicher Art, wie das Kloster, oder halb weltlicher Art, wie die Beguinenhäuser, die ihre Tore den Unversorgten öffneten. Überall fanden sie Arbeit. —

Schwieriger gestaltete sich die Lage der Frau in dem dritten großen Abschnitte, der Gegenwart. In diesem Zeitabschnitte gerät sie in Widerspruch mit ihren überlieferten Lebensbedingungen und sieht sich gezwungen, um Besserstellung zu kämpfen. Die Ursache dieser Umwälzung ist die Einstellung der Maschine. Als die Dampfkraft der Gütererzeugung dienstbar gemacht wurde, übernahm die Maschine allmählich die Herstellung von Gütern, nicht nur von Marktware, sondern auch von Hausbedarfsgütern. Die Eigenproduktion wird von der zentralisierten Gütererzeugung abgelöst, an die Stelle der häuslichen Wirtschaftsräume tritt die Zentrale, die Fabrik, die für alle produziert und diese Produkte gegen Geld absetzt. Die Privatwirtschaft erweitert sich zur Volkswirtschaft, d. h. zur Männerwirtschaft. Männer sind

die Führenden, die Unternehmer, die technischen und kaufmännischen Leiter und die Arbeiter. Privatwirtschaft ist Frauenwirtschaft, Volkswirtschaft vorwiegend Männerwirtschaft. Nun werden auch die Hausbedarfsgüter allmählich Marktware und damit der privatwirtschaftlichen Herstellung durch Frauenhand entzogen. Nächste der Bildung der Zünfte hat kein Umstand die Frau annähernd so schwer betroffen. Nun ist die Frauenarbeit nicht nur durch das Handwerk eingeschränkt (der Bäcker bäckt); sie wird auch teils umgestaltet (statt der Handnäherei Maschinennäherei), teils entwertet (die Maschine spult, spinnt, strickt, stickt und näht schneller, billiger, gleichmäßiger als die Hand). An die Stelle der im Hause selbst gewonnenen Güter tritt in wachsendem Umfange die gekaufte Fabrikware. Wir tragen nicht nur gekaufte Wäsche und Kleidung, wir essen gekauftes Brot, wir trinken gekauftes Bier, wir kaufen Lichte und Seife. Die Fabrik übernimmt auch die Besorgung und Erhaltung von Vorräten, indem sie Konserven liefert, Obst-, Gemüse-, Fisch- und Fleischkonserven. Männer haben die Produktion übernommen, die Hausfrauen brauchen nur zu kaufen. Aus Produzentinnen sind sie bloße Mitkonsumentinnen geworden. Räumlich zeigt sich der Umschwung in dem Fehlen der Wirtschaftsräume in neuen städtischen Häusern. In den Großstädten sind sie zu einer schrankartigen Speisekammer eingeschrumpft. Auch andere häusliche Arbeit wird Gegenstand gewerblicher Unternehmungen, so die Wäsche, das Klopfen der Teppiche, das Putzen der Fenster, die Erhaltung der Glühlichtkörper. Sobald die Zentralisation Verbilligung der Haushaltsführung bringt, gibt die sparsame Hausfrau ein Stück der häuslichen Arbeit nach dem andern preis. Dadurch werden Frauenhände entlastet, sie werden überschüssig.

Wie schwierig die Lage der Frauenwelt ist, zeigt sich deutlich in einem Vergleiche mit dem männlichen Geschlechte. Auch die Männer sind durch die veränderte

Produktionsordnung getroffen worden, direkt und indirekt. Direkt da, wo die Werkzeug-(Arbeits-)Maschine ihre geschickten Hände, die Kraftmaschine ihre muskulösen Arme ablöste und auf mechanischem Wege Waren ganz oder teilweise hergestellt werden, die früher das Handwerk lieferte. Indirekt da, wo neue Industriezweige entstehen, die von vornherein auf mechanische Grundlage gestellt sind. Bei alledem macht die Maschine die Männer nicht brotlos. Die gesteigerte Güterherstellung infolge quantitativ und qualitativ gesteigerter Bedürfnisse und erweiterter Handelsbeziehungen sorgt dafür, daß eine neue Tür sich ihnen auftut, wenn eine alte geschlossen werden muß. Durch Eisenindustrie und Maschinentechnik ist zwar das Frachtfuhrwesen ein überwundener Standpunkt, aber beide beschäftigen mehr Männer als jemals das Fuhrwesen. Nimmt die Maschine den Männern an einer Stelle Dach und Fach, gibt sie es ihnen an einer andern erweitert wieder, sie läßt sie nicht unter freiem Himmel stehen, sie enteignet sie nicht, sie nötigt sie nur zu einem Umzuge. Der Frauenwelt dagegen wird der Boden unter den Füßen fortgezogen, sie wird enteignet. Die weibliche Person wird in der Privatwirtschaft in einem gewissen Prozentsatze als mit helfende Güterproduzentin überschüssig.

Den Ballast überschüssiger Personen kann der großstädtische Haushalt aber nur in wohlhabenden Verhältnissen tragen. Die Mieten sind hoch, das Leben ist teuer. So müssen die überschüssigen weiblichen Personen auf den Arbeitsmarkt hinaus. Die Privatwirtschaft stößt sie ab, die Volkswirtschaft nimmt sie auf. In der Volkswirtschaft müssen sie produktive Arbeit und den Erwerb suchen, den die Privatwirtschaft ihnen versagt. Im Jahre 1882 hatten wir 4259103 im volkswirtschaftlichen Sinne erwerbstätige weibliche Personen. Im Jahre 1895 bereits 5264393. Im Jahre 1882 waren von der gesamten weiblichen Bevölkerung 18,46 Prozent im

volkswirtschaftlichen Sinne erwerbstätig, im Jahre 1895 19,97 Prozent.

Auf einem Gebiete, dem industriellen, liegen über die Steigerung der weiblichen Erwerbstätigkeit einige statistische Nachweise vor.

Die Zahl der Fabrikarbeiterinnen betrug:

Jahr	Zahl der Arbeiterinnen
1892	649 668
1893	691 991
1894	705 684
1895	739 755
1896	781 882
1897	822 462
1904	988 108

Es ist kein Zufall gewesen, daß die Frauenfrage zuerst in Großstädten erörtert worden ist. Dort ist der Umschwung zuerst fühlbar geworden. Die Häufigkeit des gleichen Schicksals zwang sich dem Bewußtsein auf. (Schmoller.) Von den Großstädten breitete sich die Bewegung weiter aus. Noch sind die örtlichen Verhältnisse zwar sehr verschieden, in entlegenen Gegenden wird noch gesponnen*), aber es ist doch nur eine Frage der Zeit, wann der stille Winkel in das große Verkehrsnetz einbezogen und der zentralisierten Wirtschaft angeschlossen wird, wann das Dampfroß die billige Fabrikware dorthin führt. Langsam, aber unaufhaltsam breitet die Maschine ihre Herrschaft aus. Damit schrumpft die Güterherstellung in der Privatwirtschaft mehr und mehr ein und zwingt das weibliche Geschlecht, Ersatz in der Volkswirtschaft zu suchen. Das charakteristische Merkmal der Gegenwart, als des dritten Abschnittes in der Geschichte der Frauenarbeit, ist die wachsende Beteiligung an der volkswirtschaftlichen Gütererzeugung, das Vordringen in die Männerwirtschaft. —

Zu den wirtschaftlichen Ursachen der Frauenfrage gesellen sich ideelle, wie der Geist zum Körper.

*) So auf ostpreussischen Gütern, in steyrischen Dörfern u. a. m.

Ohne die Geistesstimmung, die die Frau zum Nachdenken über ihre Lage und zum Zusammenschluß mit Gleichgesinnten führte, wäre die Frauenfrage den Menschen vermutlich nicht ins Bewußtsein getreten, noch hätte sie eine Frauenbewegung oder eine Frauenfrage-Literatur erzeugt. Nun wissen wir aber, daß die Frauen energisch mit Wort und Schrift für ihre Ideen kämpfen, und die Bewegung zu ihren Gunsten immer weitere Kreise zieht. Die Frauen sind redselig und schreiblustig. Dieses Mitteilungsbedürfnis ist ein Charakteristikum der Frau der Gegenwart. Schreibende Frauen haben wir seit der Karstein genug gehabt. Die öffentliche Rednerin ist neu. Das Bedürfnis, sich mitzuteilen, ist gewachsen, wie die Fähigkeit dazu. Beides fehlte bei der Frau der früheren Zeitabschnitte. Sie schwieg über sich selbst. Hüllte sie ihr Innenleben in Geheimnis ein, oder schwieg sie, weil sie nichts zu sagen hatte? Die erstere Annahme dürfte zutreffen.

In der ältesten historischen Zeit muß sie ein reiches, ja schöpferisches Innenleben gehabt haben*). Sie mußte die Runen deuten und den Willen der Götter erkennen. In der zweiten Entwicklungsphase war ihr Ausdrucksmittel ihre Arbeit. Diese spricht wieder von lebendiger Phantasie, besonders auf dem eigentlichsten Gebiete der Frau, der Handarbeit im engern Sinne. Ihr Innenleben war vorwiegend religiös. Wie der Dom räumlich in der Mitte der Stadt stand, so nahm das religiöse Leben eine zentrale Stellung im Geistesleben ein, auch bei der Frau. Der Gottesdienst beschäftigte ihren Sinn und ihre Hände, er hatte sie nötig. Für ihn war nichts zu klein oder zu groß, zu erhaben oder zu gering. Die ganze Welt wurde ein Bilderbuch, aus dem man Vorlagen für schmückende Handarbeiten schöpfen konnte. Die Frau arbeitete, betete, aber sie schwieg. Sie schwieg voll Liebreiz, als die Minnesänger sie feierten, und schwieg bedächtig, als

*) Zu dieser günstigen Ansicht über die weibliche Naturanlage bekennt sich auch Bücher in „Arbeit und Rhythmus“.

die Meistersinger brav nach der Tabulatur dichteten. Sie schwieg, als Dürer die Madonna malte, Erwin von Steinbach den Straßburger Münster schuf, und die Mystiker ihre tiefen Gedanken mit dem Herzen dachten. Sie schwieg auch noch, als Luthers Hammer gegen die Schloßkirche von Wittenberg schlug. Sie schwieg, betete und arbeitete.

Erst dreihundert Jahre später spricht sie laut — 1791 am Ende des zweiten Abschnittes war es — im Übergange zur Gegenwart. Eine französische Frau ruft zum ersten Male in die Öffentlichkeit hinein: Wir wollen unser Recht! Gebt uns unser Recht! Die Frau ist eine andere geworden. Ein anderer Geist spricht aus ihr, der Geist der Selbstbehauptung, des Selbstbewußtseins, der Betonung des eigenen Ich: der Individualismus. Früher hatte sie sich nicht als Sonderwesen, als Individuum, empfunden. Sie hatte ins Haus gehört, sie war restlos in der Familie aufgegangen, sie war nur vorstellbar als Familienglied, als Glied einer Kette. Von der Geburt bis zum Grabe war sie Glied, Glied der Familie, der Kirche, der Gemeinde. Und dies Gliedsein bannte sie unlösbar in allen Lebenslagen an die Gemeinschaft. Immer war es die Gemeinschaft gewesen, die sie in Beschlag genommen hatte. Alle Ansprüche der Gemeinschaft empfand sie als Pflichten. Nun stellte sie ihr Ich der Gesamtheit gegenüber, ihre Einzelpersönlichkeit dem Ganzen, das Recht auf ihr leibliches und geistiges Selbst den Ansprüchen der anderen, ihr Urteil der Überlieferung. Sie empfand sich nicht mehr ausschließlich als Bruchteil zur Summe, sondern als ein Ganzes für sich: Ich bin nicht nur ein Glied der Familie, der Kirche, der Gemeinde, des Staates, ich bin Ich. Ich bin nicht nur Gemeinwesen, ich bin Individuum. Als solches bin ich frei, als solches habe ich unverlierbare Rechte und unveräußerliche Pflichten gegen mich selbst. Das war ungefähr die Quintessenz ihrer Stimmung.

Dieser individualistische Geist war in Italien in der Renaissance hörbar geworden (Burkhardt). Von dort trat er seinen Zug durch die Welt an, und wohin er kam, bereitete er schließlich auch den Boden vor für die Frauenbewegung.

In England fand er eine Heimat und zeitigte Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten. Auf dem religiösen das Sektenwesen, in der Philosophie die Werke von Locke und später von Bentham, auf volkswirtschaftlichem Gebiete das epochemachende Buch von Adam Smith über den Reichtum der Nationen. Smith vertritt die Theorie von der Freiheit und dem Rechte des Individuums, für sein eigenes Bestes selbständig zu sorgen. Er dichtet ihm die Fähigkeit an, selbst am besten beurteilen und ermessen zu können, was ihm frommt. Nach dieser Theorie fährt jeder im freien Spiel der Kräfte am besten. Daher ist es Pflicht des Staates, sich jeder Einmischung zu enthalten und alles gehen zu lassen. Die Anhänger dieser Ansicht, der sog. Manchestertheorie, machten Schule. Ihre Ansichten gewannen in allen Ländern Boden, am wirksamsten waren und blieben sie aber doch in England, der Hochburg des Individualismus*).

In England erschien auch das erste Werk von Frauenhand über die Frauenfrage. 1792 veröffentlichte Mary Wolstonecraft ihre „Verteidigung der Frauenrechte“. Zwei Menschenalter später schrieb Stuart Mill sein Buch von der „Hörigkeit der Frau“.

Von England kam der individualistische Geist nach Nordamerika. Strenge Puritaner und strenge Katholiken haben ihr Heimatland verlassen, um ihrer Überzeugung willen. Im Kampfe gegen die Willkür der eng-

*) Es gewinnt den Anschein, daß gegenwärtig England den Individualismus abstreift. Das Haftpflichtgesetz, das die Arbeitgeber für Unfälle in ihren Betrieben verantwortlich macht, war das erste Symptom. Ein weiteres ist der Vorschlag von Schutzzöllen, ein drittes die immer wachsende ritualistische Bewegung, die den Katholizismus vorbereitet. Wenn sich der Individualismus erbricht, setzt sich der Katholizismus zu Tisch.

lischen Regierung erhärtete sich die Überzeugung vom Recht des Menschen auf sein Recht und von seiner Pflicht, sein Recht zu verteidigen. Sie zerrissen das Band der Gemeinschaft mit dem Geburtslande und stellten sich auf sich selbst. 1776 erklärten sie ihre Unabhängigkeit. Die Konstitutionen der einzelnen Staaten fordern einstimmig Anerkennung des individuellen Rechtes auf freie Selbstbestimmung. Einen klassischen Ausdruck findet diese individualistische Auffassung in der Konstitution Virginians, deren erster Satz lautet: „Alle Menschen sind auf gleiche Weise frei geboren; sie besitzen gewisse natürliche Rechte, die sie auf keine Art ihren Nachkommen entziehen können.“

Die Frauen traten in den nordamerikanischen Staaten in den ersten Jahrzehnten nicht hervor, trotz der erregten Zeiten. Die wirtschaftlichen Ursachen fehlten. Überdies gab ihnen der Seltenheitswert weiblicher Personen in kolonialen Anfängen eine bevorzugte Stellung. Später aber zeigte sich, daß der starke Individualismus, der zu der Unabhängigkeitserklärung getrieben, auch den Boden der Frauenwelt genügend durchsetzt hatte. Die Frauenbewegung setzte in Amerika energischer und erfolgreicher ein als in irgend einem anderen Lande.

Die Grundgedanken der virginischen Konstitution wurden von Lafayette und seinen Mitkämpfern nach Frankreich mit zurückgenommen. Dort treten sie dreizehn Jahre später in der „Erklärung der Menschenrechte“ noch einmal vor die Öffentlichkeit und werden in dieser zweiten Auflage ein *document humain*.

In Frankreich war der Boden seit Jahrzehnten auf den neuen Geist vorbereitet worden. Frankreich hatte seinen Descartes gehabt, den Vorläufer des Individualismus, der in sich, in seinem eigenen Denken, den festen Punkt findet. Später dringt anregend der Einfluß englischer Philosophen über den Kanal. Rousseau schreibt seinen sozialen Kontrakt. Freilich nur mittelbar, indem er

Bestehendes kritisiert und nach dem Recht des Überlieferten fragt, wirkt dieser Kontrakt bahnbrechend für die Ideen des Individualismus. Unmittelbar nicht. Rousseaus Buch untersucht nicht sowohl das Recht des Individuums gegenüber der Gemeinschaft als das Recht der organisierten Gemeinschaft gegenüber der monarchischen Spitze. Der „soziale Kontrakt“ ist die demokratische Antithese zur monarchischen These: *L'état c'est moi*. Der Demos ist aber keine individualistische, sondern eine kollektivistische Einheit. Individualistisch fühlten und dachten die Enzyklopädisten. Sie trugen den neuen Geist in weite Kreise. Aber noch hatte die neue Auffassung vom Recht des Individuums in Frankreich nicht die allgemeine Verbreitung erlangt, wie in England, noch auch einen durchdachten klassischen Ausdruck gefunden wie in Nordamerika in der Virginischen Konstitution: da bringt das französische Temperament den Zündstoff schon zur Explosion. Die Engländer hatten die individualistische Theorie rückhaltlos erörtert und auch im Wirtschaftsleben praktisch befolgt, als Nation und als Individuen in der Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen. Aber es geschah ohne viel Aufhebens, das die Ordnung gefährdet haben würde. So erheischte es der materielle Vorteil. Ausgeprägter Erwerbssinn scheut Unordnung und Unfriede, denn beides zehrt, der Individualismus auf politischem Gebiete muß aber unvermeidlich Auflehnung, Unordnung mit sich bringen. Den Engländern genügte es, die Theorie zu erörtern und nach dem Maßstabe der Einträglichkeit zu verwerten, die Franzosen machten großzügig-leidenschaftlich die Probe aufs Exempel. Die erste Revolution räumte mit überlieferten Institutionen auf wie die Theorie des Individualismus mit überlieferten Anschauungen. 1789 erfolgte dann die „Erklärung der Menschenrechte“*) und

*) Ich bin selbständig zu dieser Auffassung gekommen, noch ehe Jellineks Broschüre erschienen war. Vorstehende Aufzeichnung stammt aus dem Jahre 1901.

1791 folgt die „Erklärung der Frauenrechte“. Zum ersten Male spricht das Weib vor der Welt. Laut. Leidenschaftlich. Es spricht zu einer Welt, die vom Öl der „Freiheit“ nur so träuft, zu einer Regierung mit dem Wahlspruch „Gleichheit“, zu Männern, die im Namen der „Brüderlichkeit“ handeln, d. h. eine unerhörte Virtuosität im Verurteilen und Guillotinieren beweisen. Und der Erfolg? Die Freiheit, die diese Männer im Namen der Brüderlichkeit dem schwachen Geschlechte gewährten, war die, daß ihre Klubs geschlossen, ihre Versammlungen kurzerhand verboten wurden. Die gewährte Gleichheit war die vor dem Schafott. Sie wurden in der gleichen Weise geköpft. Olympe de Gouges, die Verfasserin der „Frauenrechte“, mußte auch auf dem Schafott büßen.

„Denn wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.“

Wo Ordnung herrscht, und sei es selbst eine harte Ordnung, da geht's den Frauen noch besser, als in solcher „Freiheit!“

In Deutschland hatte der Individualismus im 16. Jahrhundert auf religiösem Gebiete festen Fuß gefaßt. Auch die Frauen hatte er ergriffen, selbst die Nonnen. Sie verließen einzelne entartete Klöster, wo keine geistlichen Freuden ihnen für Keuschheit, Armut und Gehorsam Ersatz boten. Aber die „Freiheit“, die der Individualismus ihnen verhieß, war bedenklicher Art. Luther betonte fast ausschließlich den Geschlechtszweck. Wo und wann immer dies aber geschieht, da wird das Weib dem Manne ausgeliefert, es hört auf, eine sittliche Persönlichkeit zu sein, es wird Mittel zum Zweck. Als Geschlechtswesen hat das Weib keinen Sinn ohne Mann. Die Unvermählte, die keinem Manne begehrenswert erscheint, hat „ihren Beruf verfehlt“. Die Verheiratete ist allerdings existenzberechtigt, jedoch nur durch Erfüllung des Naturzwecks.

Die blutigen Kämpfe des folgenden 17. Jahrhunderts mit ihren traurigen Folgen waren ebenso ungünstig für

das weibliche Geschlecht, wie es die geistigen Kämpfe des 16. gewesen waren. Grimmelshausens Simplicissimus gibt der Phantasie Anhaltspunkte, was es zu ertragen hatte, was es aber auch ertragen konnte.

In ganz erstaunlicher Anpassungsfähigkeit finden wir nach hundert Jahren das weibliche Geschlecht verändert. Deutschland hat die fremde Soldateska abgestoßen. Der Siebenjährige Krieg zieht nur einzelne Landstriche direkt in Mitleidenschaft. Die kleinen Staaten werden von dem väterlichen Despotismus absoluter Fürsten beglückt. Alles ist Ordnung, Ruhe. Nur in der Literatur gärt es. Lessing zaust Gottscheds Perücke. Aber kein Blut wird in dem Streite vergossen, nur Tinte. Man schreibt gern und viel und träumt gern und viel. Es ist die Zeit der Reisen im Wagen, der träumerischen Mondscheinpoesie, der Briefwechselfreundschaften, der Tagebücher. Kein rauher Ton stört die romantische Jungfrau. Das Weib ist in erster Linie empfindsam. Ein leichter Schrecken — und sie erleichtet und fällt anmutig in Ohnmacht. Jede honette Frau fiel in Ohnmacht. Auch die Frau des Volkes muß immer auf einen solchen interessanten Zwischenfall gerüstet gewesen sein. „Nachbarin, Euer Fläschchen!“ sagt Gretchen in der Kirchenszene. Sie fragt nicht: Habt Ihr zufällig eins? Es war selbstverständlich, daß die Nachbarin mit dem Riechfläschchen versehen und auf Ohnmachten gerüstet war. Bei diesen Frauen mit dem Riechfläschchen werden wir uns vergeblich nach individualistischer Selbstbehauptung umsehen. Es dauert noch weitere hundert Jahre, bis die neue Geistessaat Früchte bringt, bis wir im 19. Jahrhundert die erste deutsche Frau mahnend, fordernd auftreten sehen.

Im Jahre 1830 und 1848 zeigte Deutschland, daß der Individualismus französisch-politischer Färbung sich zu dem religiösen gesellt hatte. Er drängte zu Taten. Aber erst nachdem die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung eine Steigerung des monarchischen Absolutismus nicht hatte

verhindern können, bricht im Frühjahr der Sturm los. In dieser erregten Zeit vernehmen wir zum ersten Male öffentlich die Stimme einer deutschen Frau. Luise Otto-Peters richtet eine Petition an das sächsische Ministerium. Sie mahnt, die Arbeiterinnen nicht zu vergessen. Sie fordert Schutz für die wirtschaftlich Schwachen. Diese bürgerliche Demokratin wird die Mutter der deutschen Frauenbewegung. Ein Kind ihrer Zeit und doch ihrer Zeit überlegen. Ein Kind ihrer Zeit im Eintreten für das Recht der sozial Benachteiligten, ihrer Zeit überlegen in edlem Maßhalten.

An Luise Ottos Seite traten Freundinnen, die ihre Ideen teilten, aber sie mußten lange warten, bis frischer politischer Wind eine Öffentlichkeit, ein Forum in Deutschland schuf, wo ihre Ideen von Männern vertreten werden konnten. In den sechziger Jahren beginnt die politische Verjüngung Deutschlands. Diese Zeit bringt einen Vorstoß in der Frauenfrage: Die Gründung des Lette-Vereins in Berlin und des Allgemeinen deutschen Frauen-Vereins in Leipzig. Das Los der beiden Vereine zeigt, daß die Menschen leichter für praktisches Handeln, als für neue Ideen zu gewinnen sind: Während der Lette-Verein, der sich auf die wirtschaftliche Seite der Frauenfrage beschränkte, schnell weite Kreise interessierte, mußte der Allgem. d. F.-V., in dem die neue Geistesströmung zu Worte kam, fast ein Vierteljahrhundert wie ein Veilchen im Verborgenen blühen. Der Liberalismus hatte damals für diesen neuen Geist in der Frauenwelt noch keine Zeit. Am politischen Horizonte begann das Wetterleuchten, und im Innern der Staaten gingen große Veränderungen vor sich. An diesen hatten auch die Frauen teil; es fiel etwas für sie ab von den Freiheiten, die von den Männern begehrt und errungen wurden, wie die Freizügigkeit und die Gewerbefreiheit. Nun konnten sie in die Hauptstädte strömen und dort die soziale Schicht der Hungrigen bilden, die um jeden Preis ihre ungelernete Arbeit ver-

kaufen müssen, diese soziale Schicht, auf der die großstädtischen Industrien mit vorwiegend billiger Frauenarbeit aufgebaut sind. Nun kann jeder Unternehmer die weiblichen Personen in die Fabrik holen und ihre Lage ausnutzen, sie haben die Freiheit, sich ausbeuten zu lassen, zu hungern und ihre Kinder zu vernachlässigen. Der Individualismus hatte im Wirtschaftsleben gesiegt, das Manchestertum herrschte. So war auf den religiösen der politische, auf diesen der volkswirtschaftliche Individualismus gefolgt. Man könnte gemeinverständlich den Geist des Individualismus als das Manchestertum auf allen Gebieten bezeichnen.

Trotz dieser freiheitlichen Zeit sehen wir aber, daß der Lage der Frau wenig oder gar keine Beachtung geschenkt wird. Politische Ereignisse nehmen alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Krieg mit Frankreich bringt 1871 Deutschlands Einigung. Nach dem Kriege setzt, anfangs kaum merklich, eine neue Auffassung von Staat und Gesellschaft ein. Das ganze Volk hatte den Krieg geschlagen. Die Gemeinsamkeit der Interessen war klar zutage getreten. Alle Schichten hatten das Ihrige getan, auch die wirtschaftlich Schwachen. Ihrer Lage wandte sich die Sorge der Regierung, die öffentliche Aufmerksamkeit zu. Der Zeitgeist wurde sozial. 1871 erschien das Haftpflichtgesetz, das anfangs schüchtern, später unverblümt Pflichten des Arbeitgebers gegen die Arbeitnehmer anerkennt und dem Staate das Aufsichtsrecht zuspricht. 1881 und 1890 folgen die kaiserlichen Erlasse, 1891 die Encyklika Rerum Novarum Leos XIII. Diese Teilnahme für den vierten Stand galt nicht nur den Männern. Man kümmerte sich auch ernstlich um die Arbeiterinnen. War dies Interesse freiwillig oder war es ein Angstprodukt, eingegeben von der Furcht vor der Sozialdemokratie? Tatsache ist, daß die Sozialdemokratie überraschend schnell wuchs und daß sie des weiblichen Geschlechts gedachte. Bebel schrieb sein Buch „Die Frau“;

das Programm der neuen Partei forderte die Gleichstellung der Geschlechter. Frauen wie Emma Ihrer, Clara Zetkin suchten die Arbeiterinnen zu organisieren.

Der Umschwung im Zeitgeiste und in der Auffassung vom Staate ging aber langsam vor sich. Die breite Schicht der Mittelklassen hielt am längsten fest an den Sprüchen vom freien Spiel der Kräfte und der Fähigkeit des Individuums, selber am besten zu wissen, was ihm fromme, kurz an dem Individualismus auf allen Gebieten. In den achtziger Jahren drückte die Umwälzung in der Produktionsordnung durch die Maschine aber schon empfindlich mit ihren Wirkungen auf die Frauen dieser Klassen. Für die zahlreichen Nichts-als-Haustöchter wurde der Platz in der zusammengeschrunpften Privatwirtschaft eng. Doch wohin? Wo tut sich eine Tür auf? Nur zwei Berufe galten neben künstlerischer Beschäftigung für standesgemäß: die Diakonie und das Lehrfach. Die Diakonie war in der protestantischen Welt seit Fliedner zwar wieder auf-erstanden, aber es dauerte Jahrzehnte, bis sie als geeigneter Beruf für Töchter gebildeter Häuser angesehen wurde. In der katholischen Welt war sie jederzeit eine vertraute Erscheinung geblieben. Die pflegenden Genossenschaften starben nicht aus, sondern wuchsen*), und neue kamen dazu**), ein Umstand, der mit dazu beitrug, die Frauenfrage in katholischen Kreisen weniger brennend zu gestalten. In protestantischen Kreisen war es in erster Linie der Lehrberuf, der überschüssige Kräfte aufnahm. Die Zahl der Lehrerinnen wuchs schnell. Dieser Beruf

*) Die Genossenschaft der Borromäerinnen z. B. hat sich in dem Zeitraum von 1849—99 verachtzehnfacht. (Hohn, Die Nancy-Trierer Borromäerinnen.)

**) Franziska Schervier gründete die schnell aufblühende Gemeinschaft der „Armen Franziskanerinnen“, Gräfin Schaffgotsch die der „Josephschwwestern“, Pauline v. Mallinckrodt die der „Schwestern der christlichen Liebe“. Junge, aber schon zahlreiche Genossenschaften sind auch die „Schwestern vom armen Kinde“ und die Limburger „Dienstmägde Christi“.

hatte den Vorzug, dem teils triebhaften, teils bewußten Bildungsdrange der unbefriedigten weiblichen Jugend und ihrem sittlichen Persönlichkeitsbewußtsein entgegenzukommen, sowie durch gemeinsame ideale und materielle Interessen die Berufsangehörigen zusammenzubinden. Durch Gemeinschaft und Einigkeit wurden die Lehrerinnen stark. Der Beruf hatte auch — trotz aller Mängel der seminaristischen Vorbildung — den weiteren Vorzug, die Geister zu schulen. Es ist kein Zufall, daß es Lehrerinnen waren, die zuerst über die Frauenfrage klar sahen und die Zeitstimmung ihrer Geschlechtsgenossinnen in Worte faßten. Die Vorträge von Helene Lange mit ihrer treffenden Kritik und ihren maßvollen positiven Vorschlägen erweckten einen Widerhall in weiten Frauenkreisen. Sie löste ihnen die Zunge. Physischer und seelischer und intellektueller Hunger und verletztes Rechtsbewußtsein fanden Worte. Die Lehrerinnen empfanden besonders mit erklärlicher Bitterkeit die ungerechte, ja widersinnige Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern im Lehrfach, wonach sie in den höchsten Mädchenschulklassen, wo ihr Einfluß gerade am unentbehrlichsten ist, den Männern weichen mußten. Die ersten Versuche, Reformen vorzuschlagen, brachten den Führerinnen seitens der Herren Kollegen ein volles Maß des billigen Spottes ein, womit Mangel an Verständnis jeden neuen Gedanken begrüßt. Aber Auguste Schmidt und Helene Lange ließen sich nicht irremachen. Sie hatten das für sich, was Olympe de Gouges fehlte: Geistige Schulung, Besonnenheit, die sichere Ordnung des preußischen Staates und — eine anfänglich kleine, aber schnell wachsende Gefolgschaft. Im Jahre 1887 traten die Lehrerinnen mit einer Petition, deren Begleitschrift*) in der Bildungsgeschichte der deutschen weiblichen Jugend epochemachend ist, zum ersten Male vor den preußischen Landtag. Die bürgerliche Frauenbewegung war da.

*) „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung“ von Helene Lange.

III. Statistische Tatsachen.

A. Der weibliche Überschuß.

Wir haben im wogenden Meere der Meinungen Anker geworfen vor der elementaren Tatsache der Zweiteilung der Menschheit. Nun stellen wir uns auf den festen Boden der Statistik. Statistische Tatsachen sollen die Grundzüge eines Bildes liefern von der Lage des weiblichen Geschlechts im Deutschen Reiche, soweit sie sich zahlenmäßig fassen läßt*).

Die Bevölkerung betrug am 14. Juni 1895:

weiblichen Geschlechts . . .	26 361 123	} Sa. 51 770 284
männlichen Geschlechts . . .	25 409 161	
Plus des weibl. Geschlechts	951 962.	

Die weibliche Bevölkerung ist demnach in der Mehrzahl. Der Überschuß beträgt fast eine Million. Gegen das Ergebnis von 1882 ist er um 37 000 zurückgegangen.

Aber immerhin eine Million Überschuß! Der Glaube an eine teleologische Ordnung im Welthaushalte stützt.

*) Die Hauptquelle bildet die Berufsstatistik vom 14. Juni 1895. Wo andere Quellen benutzt worden sind, so die Berufszählung vom 5. Juni 1882, die Volkszählungen vom 1. Dezember 1900 und 1. Dezember 1905 nach den Statistischen Jahrbüchern für das Deutsche Reich oder den Vierteljahrshäften, wird es bemerkt. Das männliche Geschlecht ist so weit herangezogen worden, als es zur Vergleichung nötig war.

Die Geschlechter sind verschieden, damit sie einander ergänzen sollen. Wie kann aber eine überzählige Million sich ergänzen? Wo kommt dieser Überschuß her? Ist er ein Naturprodukt oder ein Kulturschaden? Mit diesem Überschuß beschäftigen wir uns jetzt. Zunächst zerlegen wir die Gesamtbevölkerung in Altersklassen. Folgende Tabelle gibt die Übersicht:

Altersklassen der Bevölkerung am 14. Juni 1895.		
	weibliche	männliche
unter 14 Jahren	8 426 104	8 427 827
14—16 „	1 056 455	1 057 361
16—20 „	2 112 819	2 075 165
20—30 „	4 307 300	4 226 449
30—40 „	3 412 391	3 319 844
40—50 „	2 720 664	2 540 914
50—60 „	2 160 611	1 938 347
60—70 „	1 380 229	1 182 040
70 u. darüber	784 550	641 214
Summa	26 361 123	25 409 161

Zunächst ist festzustellen, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden und zwar auf 100 Mädchen 106,¹ Knaben. Diese Zahl darf als ständig angesehen werden, so gering sind die Abweichungen*). Es kamen

Auf 100 Mädchen	
Jahr	Knaben
1897	106, ⁰
1898	105, ⁸
1899	106, ⁰
1900	106, ¹

Der Knabenüberschuß selbst verteilt sich auf die verschiedenen Länder ganz verschieden, und schwankt innerhalb ein und desselben Gebietes.

*) Statist. Jahrbuch f. d. D. R. 1902. S. 10.

Im Jahre 1900 standen obenan

	Auf 100	Mädchengeburten
Schwarzburg-Sondershausen	mit 112	Knabengeburten
Lippe-Detmold	„ 109, ¹	„
Anhalt	„ 108, ¹	„

dann folgten:

Provinz Brandenburg . . .	mit 107, ⁷	Knabengeburten
Sachsen-Koburg-Gotha . . .	„ 107, ⁶	„
Hessen, Gr.	„ 107, ⁴	„
Großherzogtum Oldenburg . .	„ 107, ¹	„
Hohenzollern	„ 107	„
Königreich Sachsen	„ 107	„

Die Staaten mit 6% sind in der Mehrzahl:

Posen	mit 106, ⁸	Knabengeburten
Bayern	„ 106, ⁷	„
Ostpreußen	„ 106, ⁶	„
Sachsen-Altenburg	„ 106, ⁵	„
Schlesien	„ 106, ⁴	„
Hannover	„ 106, ⁴	„
Mecklenburg-Schwerin . . .	„ 106, ⁴	„
Baden	„ 106, ²	„
Berlin	„ 106	„
Hessen-Nassau	„ 106	„

Wenig weichen ab:

Pommern	mit 105, ⁹	Knabengeburten
Königreich Württemberg . .	„ 105, ⁹	„
Rheinland	„ 105, ⁸	„
Elsaß-Lothringen	„ 105, ⁸	„
Braunschweig	„ 105, ⁷	„
Westpreußen	„ 105, ⁵	„
Provinz Sachsen	„ 105	„
Schleswig-Holstein	„ 105, ⁴	„
Westfalen	„ 105, ¹	„

Zu dem geringsten Überschusse leiten über:

Sachsen-Weimar	mit 104, ⁷	Knabengeburten
Reuß j. L.	„ 104, ³	„
Hamburg	„ 103, ⁸	„
Mecklenburg-Strelitz . . .	„ 103, ⁶	„
Schwarzburg-Rudolstadt . .	„ 103, ⁶	„
Bremen	„ 103, ¹	„
Schaumburg-Lippe	„ 102, ³	„
Lübeck	„ 102	„

Ein Weniger an Knabengeburten hatten

Reuß ä. L.	mit 99, ³ Knabengeburten
Waldeck	„ 97, ³ „

Wie groß die Schwankungen in den einzelnen Ländern sind, ergibt sich, wenn wir die Zahlen für die beiden letzten und die beiden ersten Staaten in ihren Ergebnissen von 1892 und 1899 vergleichen. Die aus standesamtlicher Quelle fließenden Zahlen dürfen, weil der Willkür gefärbter Angaben entrückt, Anspruch auf Zuverlässigkeit machen.

Auf 100 Mädchen- entfallen Knabengeburten

	1892	1899	1900
Waldeck	113	110, ³	97, ³
Reuß ä. L.	107	101, ³	99, ³
Sondershausen	102, ²	106, ³	112
Lippe	103, ³	106, ⁴	109, ¹

Wir sehen, daß Waldeck bis auf 3 unter Hundert abgenommen, Lippe um zweimal 3 zugenommen hat, und daß zwar Reuß ä. L. von 1899—1900 6% weniger Knabengeburten hat, dafür aber Schwarzburg-Sondershausen von 1899—1900 die Lücke ausfüllt mit der entsprechenden Zunahme von 6 auf Hundert. Es finden Schwankungen und Verschiebungen innerhalb der Gebiete statt, das Ergebnis für das Reich bleibt aber dasselbe. Die Natur will unverkennbar das stärkere Geschlecht gesetzmäßig in der Mehrzahl sehen und den Wert des Schwächeren dadurch zu seinem Schutze erhöhen. Kultureinflüsse greifen aber störend ein. Nur bis zum 16. Jahre überwiegt das männliche Geschlecht. Mit 16 Jahren haben wir noch 1 057 361 Knaben gegenüber 1 056 455 Mädchen. In der Klasse von 16—20 Jahren aber treffen wir schon den ersten weiblichen Überschuß von 37 654 Personen*). Wir verfolgen ihn relativ steigend bis in die höchste Altersklasse hinein.

) Über die Geschlechtsgliederung in den einzelnen Bundesstaaten siehe die Zählung v. 1. Dezember 1900 Bd. I S. 54.

In der Altersklasse von 16—20 betrug der Überschuß	37 654
„ „ „ „ 20—30 „ „ „	80 851
„ „ „ „ 30—40 „ „ „	92 547
„ „ „ „ 40—50 „ „ „	179 750
„ „ „ „ 50—60 „ „ „	222 264
„ „ „ „ 60—70 „ „ „	198 189
„ „ „ „ 70 „ „ „	143 336
Summa	954 591 *)

In anderer Fassung:

Auf 100 Männer von 20—30 Jahren kommen 102 Frauen	
„ 100 „ „ 30—40 „ „	103 „
„ 100 „ „ 40—50 „ „	107 „
„ 100 „ „ 50—60 „ „	111 „
„ 100 „ „ 60—70 „ „	116 „
„ 100 „ „ 70 „ „	123 „

Ein Blick auf diese Tabelle erweist schon, daß der Überschuß sich in den höheren und höchsten Altersstufen sammelt infolge der längeren Lebensdauer des weiblichen Geschlechts. Wir haben, genauer ausgedrückt, also nicht sowohl schlechthin einen Überschuß von weiblichen Personen, derart, daß etwa jede Altersklasse ein Mehr an Frauen aufweist, sondern wir haben im wesentlichen einen Überschuß an alten Frauen, an Greisinnen. Damit ist auch die nächstliegende Ursache dieser Erscheinung gegeben: Der Frauenüberschuß entsteht durch die längere Lebensdauer des weiblichen Geschlechts. Nach den Ursachen des Frauenüberschusses fragen, heißt also nichts anderes, als nach den Ursachen der längeren Lebensdauer des weiblichen Geschlechts fragen. Welche Bewandnis hat es damit?

*) Diese Summe weicht von der auf S. 35 befindlichen Angabe um 2629 ab. Der Unterschied rührt daher, daß es sich auf S. 35 um die Gesamtbevölkerung, hier aber nur um die ehemündige Bevölkerung des Deutschen Reiches handelt. Bei den Totalsummen der Bevölkerung steht infolge des Knabenüberschusses der ersten Altersstufen eine höhere männliche Ziffer der weiblichen gegenüber.

Zunächst wird die Tatsache an sich bestätigt durch die Sterbetabelle. Auf 100 weibliche Gestorbene kommen 110 männliche im Deutschen Reiche*).

Dieser Prozentsatz erscheint ziemlich konstant. Er betrug im Jahre

1897	110, ³
1898	110, ⁶
1899	109, ⁹
1900	109, ⁹

Folgende Tabelle ordnet die deutschen Gebiete nach ihrem Anteil an den männlichen Gestorbenen, somit nach ihrem weiblichen Überschusse infolge der Männersterblichkeit im Jahre 1900.

Gebiet	Auf 100 weibliche Gestorbene entfallen männliche
Lübeck	120, ⁶
Westfalen	118, ⁸
Hamburg	117, ³
Rheinland	114, ⁸
Berlin	112, ⁴
Schleswig-Holstein	112, ³
Schwarzburg-Sondershausen	112, ³
Anhalt	112, ¹
Königreich Sachsen	112
Sachsen-Weimar	112
Provinz Brandenburg	111, ⁴
Reuß ä. L.	111, ⁴
Reuß j. L.	111, ²
Westpreußen	110, ⁷
Bremen	110, ⁶
Bayern	109, ⁵
Hessen	109, ⁴
Mecklenburg-Strelitz	109, ⁴
Provinz Sachsen	109, ¹
Braunschweig	108, ⁹
Sachsen-Altenburg	108, ⁸
Provinz Posen	108, ⁶
Nassau	108, ⁵
Oldenburg	108, ⁴

*) Statist. Jahrbuch 1902. S. 10.

Gebiet	Auf 100 weibliche Gestorbene entfallen männliche
Schlesien	108
Hannover	107, ³
Baden	107, ¹
Pommern	107
Sachsen-Koburg-Gotha	106, ⁴
Schwarzburg-Rudolstadt	106, ¹
Elsaß-Lothringen	105, ⁶
Sachsen-Meiningen	105, ⁶
Württemberg	105, ⁴
Ostpreußen	104, ⁷
Lippe	102, ⁷
Mecklenburg-Schwerin	101
Schaumburg-Lippe	100, ⁶
Hohenzollern	98, ⁶
Waldeck	95, ⁸

Schwankungen im einzelnen sind, ohne daß die Ursache zutage läge, nicht ausgeschlossen, wie ein Vergleich der Gebiete mit dem stärksten und dem schwächsten Prozentsatz der männlichen Gestorbenen in verschiedenen Jahren ergibt.

Auf 100 weibliche Gestorbene kamen männliche

	1892	1899	1900
Lübeck	102, ⁵	105, ⁵	120, ⁶
Westfalen	112, ³	117, ⁴	118, ⁸
Hohenzollern	106, ⁹	114, ⁶	98, ⁶
Waldeck	90, ⁹	90, ⁴	95, ⁸

Während in Lübeck im Jahre 1900, in Hohenzollern 1899 besondere Einflüsse die männliche Sterbeziffer nur vorübergehend ungünstig beeinflußt haben werden, erscheint in Waldeck der niedrige, in Westfalen der hohe Prozentsatz männlicher Gestorbener von Bestand und daher mit lokalen Ursachen verknüpft.

Der Hinweis auf die größere Sterblichkeit der Männer kann aber als rein negative Erklärung des Überlebens der weiblichen Hälfte noch nicht genügen, es kommen sicher auch positive Umstände auf seiten des weiblichen Geschlechts in Betracht. Am nächsten liegt es, an den

größeren Schutz des Hauses zu denken, an das Leben in der Familie, ohne die Gefahren und die gespannte, aufreibende Nerventätigkeit des männlichen Berufslebens. Neben diesem Plus findet sich aber auch ein bedeutsames Minus auf seiten des weiblichen Geschlechts. Die Abwesenheit nicht nur der Gefahren zu Wasser und zu Lande — sondern auch der Ausschweifung mit ihren zerrüttenden Folgen. Auch darüber gibt die Statistik Anhaltspunkte. Auf 100 Männer, die wegen Unzucht abgeurteilt wurden, kommt noch nicht eine Frau. Im Jahre 1899 waren von 100 wegen Unzucht abgeurteilter Personen

	männlich	weiblich
	99,1	0,9
1898	99,5	0,5
1888	99,2	0,8

Auch ist eine größere Zähigkeit der Konstitution *) sowie eine größere Anpassungsfähigkeit in Rechnung zu stellen. „Je plie et ne romps pas“, sagt bezeichnend das überlebende Schilf in der Fabel zur gestürzten Eiche. Alle diese bekannten und wiederholt erörterten Ursachen tragen zweifelsohne zur längeren Lebensdauer des weiblichen Geschlechts bei. Daß daneben aber auch, und zwar in nicht verschwindendem Maße, psychische Momente mitsprechen, wird niemand in Abrede stellen wollen. Die Wechselbeziehung zwischen Psyche und Körper ist eine ebenso unbestrittene wie unaufgeklärte Tatsache. In der uns hier beschäftigenden Beziehung — nämlich zur längeren Lebensdauer des weiblichen Ge-

*) „Jedenfalls habe ich von jeher den Eindruck gehabt, daß selbst kräftige und robuste Männer die Narkose und das Hantieren in der Bauchhöhle viel schlechter vertragen als Frauen. Ich will auf die Gründe dieser Tatsachen nicht näher eingehen, glaube indes, daß deshalb besonders das starke Geschlecht sich einer Laparotomie gegenüber so schwach verhält, weil es sich durch Nikotin und Alkohol die Herzkraft in hohem Maße schädigt. Ich operiere lieber fünf Frauen als einen Mann.“ („Die Mortalität nach Gallensteinoperationen.“ Prof. Dr. Hans Kehr, Halberstadt, in der Münchener mediz. Wochenschrift 1902.)

schlechts — ist ihr aber, soviel ich weiß, bislang wenig Interesse und wenig Beachtung geschenkt worden. (Eine Ausnahme dürfte nur Öttingens Moralstatistik bilden.) Man hat sich auf die bereits angeführten Gründe beschränkt, ja sogar zu der Behauptung verstiegen, die weibliche Konstitution bedinge an sich eine längere Lebensdauer. Deshalb soll an dieser Stelle einmal ein psychisches Moment ausschließlich beleuchtet werden.

Das Weib ist unbestritten in viel höherem Maße als der Mann Trägerin überlieferter sittlich-religiöser Ideen geblieben. Ein Blick auf den Kirchenbesuch in großen wie in kleinen Städten beweist dies allein schon genügend. So ist das Weib durch sein enger begrenztes Leben vor Gefahren, vor schweren Schicksalsschlägen und Versuchungen, wie wir hörten, nicht nur besser bewahrt, es kann, wenn es wirklich getroffen wird, den Schlag auch leichter überwinden als der Mann. Und zwar so. Jeder Schlag, jeder von außen kommende starke Anreiz will ausgelöst sein, sei es durch tätlichen Gegenschlag, sei es durch moralische Überwindung (Ergebung — Vergebung). Die moralische Reizabfuhr hat eine sittliche Willensrichtung zur Voraussetzung. Diese letztere ist von der natürlichen Passivität des Schilfes wesentlich verschieden; ist diese natürliche Schwäche, ist jene erworbene Stärke. Am häufigsten wird diese Willensstärke durch den Einfluß der Religion gewonnen, dem das Weib zugänglicher ist als der Mann. In Erschütterungen, die den Mann an den Abgrund führen, findet es daher sein Gleichgewicht leichter wieder. Ist dem Manne in seiner innerlichen Erfahrungswelt der Weg der moralischen Auslösung fremd geblieben, und ist ihm bei einem schweren Schicksalsschlage auch die andere, die tätliche Abfuhr, unmöglich, so scheint ihm leicht, „daß der Mensch es nicht mehr trägt“. Er wird eine Beute der Verzweiflung und greift zum letzten Mittel.

Daß der hier skizzierte Unterschied zwischen Mann und Weib der Wirklichkeit entspricht, hat die Statistik

uns zu bestätigen. Wir fragen sie jetzt nach den Zahlen über den Selbstmord. Sie sagt uns mit trockenen Zahlen, wie häufig der Mann im Gegensatze zur Frau der Wucht widrigen Geschickes erliegt. Im Jahre 1900 verlor das Deutsche Reich 8987 — also fast 9000 — Männer durch Selbstmord, aber nur 2406 Frauen, mithin 6581 weniger. 6581 Frauen überlebten im Jahre 1900 allein schon durch den einen Umstand ihres geringeren Anteils am Selbstmord. Das würde — die Zahl konstant angenommen — in einem Jahrfünft allein durch diese Ursache ein Mehr an weiblicher Bevölkerung von 32 905 ergeben, eine Anzahl, mit der man ganz Eisenach bevölkern könnte. Und die Zahl erscheint tatsächlich konstant. Auf 100 männliche Selbstmorde kamen im Jahre

1898	26,8	weibliche Selbstmorde
1899	27,2	„ „
1900	26,8	„ „

In anderer Fassung: Auf 100 000 weibliche Einwohner entfielen im Jahresdurchschnitt nur 8, auf 100 000 Männer aber 32 (viermal soviel) Selbstmorde. Diese Durchschnittszahl ist aus den absoluten Zahlen der Jahre 1898 bis 1900 gewonnen *).

Wir betrachten die weibliche Selbstmordziffer nun gesondert. Die folgenden Zusammenstellungen geben die Durchschnittszahl für denselben Zeitraum, auf 100 000 Einwohner berechnet, für die einzelnen deutschen Staaten **).

Auf 100 000 weibliche Einwohner entfallen Selbstmörderinnen in

Westfalen	3
Rheinland	4
Waldeck	4
Elsaß-Lothringen	5
Lippe-Detmold	5
Schaumburg-Lippe	6

*) Statist. Jahrbuch 1902, S. 12.

**) Ebenda.

Mit diesen Zahlen steht Westdeutschland am günstigsten. Dann folgt Ost- und Süddeutschland:

Posen	3
Ostpreußen	6
Westpreußen	6
Pommern	6
Bayern	6
Württemberg	6
Baden	7
Nassau	8
Hohenzollern	3

Norddeutschland bietet ein weniger günstiges Bild.

Mecklenburg-Strelitz	8
Mecklenburg-Schwerin	9
Oldenburg	12
Schleswig-Holstein	13

Am ungünstigsten steht Mitteldeutschland, und hier wieder stellen den höchsten Prozentsatz die sächsischen und thüringischen Staaten.

Hannover	9
Reuß ä. L.	9
Hessen	11
Provinz Brandenburg	12
Königreich Sachsen	13
Sachsen-Weimar	13
Sachsen-Meiningen	13
Schwarzburg-Sondershausen	13
Schwarzburg-Rudolstadt	13
Reuß j. L.	13
Braunschweig	14
Provinz Sachsen	15
Sachsen-Koburg-Gotha	16
Anhalt	16
Sachsen-Altenburg	18

Die Großstädte Berlin, Hamburg, Bremen weisen übereinstimmend denselben Satz auf: je 13. Lübeck zeichnet sich aus mit 8.

Überblicken wir diese Tabelle im ganzen, so fällt hauptsächlich die bedeutende Schwankung der Selbst-

mordziffer ins Auge: Auf 100 000 weibliche Einwohner entfallen im jährlichen Durchschnitt in Westfalen 3, in Sachsen-Altenburg aber 18, also sechsmal soviel Selbstmörderinnen. Wie erklären wir diese Schwankungen?

Der nächstliegende Gedanke dürfte sein, nach einem Zusammenhange mit den spezifisch weiblichen Lebensumständen zu suchen und zu fragen, ob etwa die schwierige, oft zur Verzweiflung führende Lage der ledigen Mutter die Zahl in den verschiedenen Gebieten verschieden beeinflusst, ob sich etwa zwischen der Zahl der Selbstmorde und der Zahl der unehelichen Geburten ein Zusammenhang erkennen läßt.

Einen Vergleich der Zahl von weiblichen Selbstmorden und unehelichen Geburten bietet folgende Aufstellung:

Auf 100 000 w. Einw. entfallen Selbstmörderinnen in jährlichem Durchschnitt in	Von 100 Geburten sind unehelich
Westfalen	3
Posen	3
Hohenzollern	3
Rheinland	4
Waldeck	4
Elsaß-Lothringen	5
Lippe	5
Ostpreußen	6
Westpreußen	6
Pommern	6
Bayern	6
Württemberg	6
Schaumburg-Lippe	6
Baden	7
Hessen-Nassau	8
Mecklenburg-Strelitz	8
Lübeck	8
Schlesien	9
Hannover	9
Mecklenburg-Schwerin	9
Reuß ä. L.	9
Hessen	11
Provinz Brandenburg	12
Oldenburg	12

Berlin	13	14, ⁹
Königreich Sachsen	13	12, ⁶
Sachsen-Weimar	13	9, ⁶
Sachsen-Meiningen	13	11, ⁶
Schwarzburg-Sondershausen	13	9, ¹
Schwarzburg-Rudolstadt	13	10, ⁴
Reuß j. L.	13	11
Schleswig-Holstein	13	8, ⁷
Bremen	13	7, ⁸
Hamburg	13	12, ²
Braunschweig	14	10
Provinz Sachsen	15	10, ³
Sachsen-Koburg-Gotha	16	10, ³
Sachsen-Anhalt	16	9, ¹
Sachsen-Altenburg	18	10, ⁹
Deutsches Reich	8	8, ⁷

Die Gebiete sind, nach der Höhe der weiblichen Selbstmordziffer geordnet, in drei Klassen geteilt und zwar so, daß die erste Klasse die Gebiete mit 3—5, die zweite die Gebiete mit 6—12, und die dritte die mit 13—18 Selbstmörderinnen auf 100 000 weibliche Einwohner umfaßt.

In der ersten Klasse (3—5 auf 100 000 E.) steht mit dem höchsten Prozentsatze an unehelichen Geburten Elsaß-Lothringen da: 7,⁵. Am nächsten kommt ihm Waldeck mit 6,⁹ und Hohenzollern mit 6,⁸. Westfalen steht auch hier am günstigsten mit 2,⁷ unehelichen Geburten auf 100.

Die zweite Klasse umfaßt die Gebiete mit 6—12 Selbstmörderinnen auf 100 000 weibliche Einwohner. Die Rubrik der unehelichen Geburten zeigt eine merkliche Steigerung. Während in der vorhergehenden Klasse der höchste Prozentsatz 7,⁵ war, steigt er hier auf 11, 12 und 13. Ja, der am häufigsten vertretene Prozentsatz von 9 übersteigt noch um 1½ Prozent den Höhepunkt der vorigen Klasse.

Die dritte Klasse umfaßt die Gebiete mit 13 bis 18 Selbstmörderinnen auf 100 000 weibliche Einwohner.

Diesen Zahlen entspricht wiederum eine Erhöhung des Prozentsatzes an unehelichen Geburten. Am häufigsten ist der Satz von 10 auf 100 vertreten. Reuß j. L. und Sachsen-Meiningen weisen 11 auf; das Königreich Sachsen 12,⁶ und Berlin sogar 14,⁹.

Es ergibt sich, daß im ganzen einer Steigerung des Prozentsatzes unehelicher Geburten eine Steigerung der Zahl der Selbstmörderinnen entspricht, so daß man im allgemeinen sagen kann: Wo wir einen hohen Prozentsatz unehelicher Geburten finden, können wir auch auf eine hohe Zahl von Selbstmörderinnen gefaßt sein. Die folgende Gegenüberstellung von den vier Staaten mit der kleinsten und den vier mit der größten Selbstmordziffer veranschaulicht diesen Satz.

Vier Gebiete mit der kleinsten Zahl weiblicher Selbstmorde			Vier Gebiete mit der größten Zahl weiblicher Selbstmorde		
Gebiet	Auf 100 000 wbl. Einw. Selbstmörderinnen	Von 100 Geburten unehelich	Gebiet	Auf 100 000 wbl. Einw. Selbstmörderinnen	Von 100 Geburten unehelich
Posen	3	5,7	Braunschweig . .	14	10
Westfalen	3	2,7	Provinz Sachsen	15	10, ³
Rheinland	4	3,9	Sachsen-Koburg-Gotha	16	10, ³
Lippe-Detmold . .	5	3,9	Sachsen-Altenburg	18	10, ⁹

Im einzelnen jedoch erleidet die festgestellte Verwandtschaft von unehelichen Geburten und weiblichen Selbstmorden bedeutende Wandlungen. Bayern hat links vom Rhein denselben Satz weiblicher Selbstmorde, wie rechts vom Rhein, nämlich 6 auf 100 000, aber während auf die Pfalz nur 6,³ uneheliche Geburten auf 100 kommen, zählt Bayern rechts vom Rhein 14,³. Bremen und Hamburg haben je 13 Selbstmörderinnen auf 100 000 weibliche Einwohner, aber während Bremen nur 7,⁸ Prozent unehelicher Geburten hat, hat Hamburg deren 12,². Schleswig-Holstein zeigt bei 13 weiblichen Selbstmorden auf 100 000

Einwohner einen Prozentsatz von nur 8,⁷ unehelichen Geburten; gerade umgekehrt hat Mecklenburg-Strelitz bei 8 Selbstmörderinnen auf 100 000 Einwohner 12,² uneheliche Geburten auf 100.

Wir haben festgestellt, daß im großen Umrisse eine Verwandtschaft zwischen der Prozenhöhe der unehelichen Geburten und der Zahl der Selbstmörderinnen besteht. Die Frage nach den Ursachen der Schwankungen der weiblichen Selbstmordziffer ist damit aber nicht beantwortet, nur erweitert. Wahrscheinlich ist, daß die beiden verwandten Momente, die miteinander steigen und fallen, gemeinsam hemmend oder begünstigend Einflüsse unterliegen. Ob diese Annahme zutrifft, können wir prüfen, indem wir die Zahl der männlichen Selbstmorde zur Vergleichung heranziehen. Wenn die Zahl der Selbstmörder mit der der Selbstmörderinnen entsprechend steigt und fällt, so dürfte die Annahme berechtigt sein, daß in den betreffenden Gebieten allgemeine Einflüsse mitsprechen. Die folgende Zusammenstellung*) gibt uns darüber Aufschluß, ob die Höhe der männlichen Selbstmorde örtlich mit der Höhe der weiblichen zusammenfällt. Die Zahlen geben den Durchschnitt der Jahre 1898/1900 auf 100 000 Einwohner berechnet, gerade wie bei der Aufstellung der weiblichen Selbstmorde. Zur leichteren Übersicht teilen wir die Staatenreihen je nach der Höhe der weiblichen Selbstmorde wieder in die uns bekannten Klassen.

Auf 100 000 Einwohner entfallen jährlich

Gebiet	Selbstmorde	
	weibl.	männl.
Westfalen	3	17
Posen	3	15
Hohenzollern	3	35
Rheinland	4	18
Waldeck	4	27
Elsaß-Lothringen	5	22
Lippe	5	19

*) Stat. Jahrb., 1902, S. 12.

Gnauck-Kühne, Deutsche Frau, 2. Aufl.

4

In dieser Klasse steigt die männliche Selbstmordziffer von 15—35. Im einzelnen entspricht die Steigerung aber nicht der weiblichen. Posen hat bei 3 weiblichen 15 männliche Selbstmorde, Lippe bei 5 weiblichen nur 19 männliche.

Sehen wir, wie es in der zweiten Klasse steht.

Gebiet	Selbstmorde	
	weibl.	männl.
Ostpreußen	6	23
Westpreußen	6	22
Pommern	6	28
Bayern	6	21
Württemberg	6	28
Schaumburg-Lippe	6	20
Baden	7	32
Hessen-Nassau	8	29
Mecklenburg-Strelitz	8	42
Lübeck	8	42
Schlesien	9	40
Hannover	9	33
Mecklenburg-Schwerin	9	32
Reuß ä. L.	9	34
Hessen	11	35
Provinz Brandenburg	12	49
Großherzogtum Oldenburg	12	47

Wie in dieser Klasse der weibliche Anteil ein höherer ist, so auch der männliche. Er steigt bis auf 49 und zwar entsprechend der weiblichen Progression. In den Staaten mit 6 weiblichen Selbstmorden auf 100 000 beziffert er sich höchstens auf 28; in den Staaten mit 9 weiblichen Selbstmorden auf 32—40.

III. Klasse:

Gebiet	Selbstmorde	
	weibl.	männl.
Berlin	13	42
Königreich Sachsen	13	48
Sachsen-Weimar	13	45
Sachsen-Meiningen	13	48

Gebiet	Selbstmorde	
	weibl.	männl.
Schwarzburg-Sondershausen	13	44
Schwarzburg-Rudolstadt	13	46
Reuß j. L.	13	56
Schleswig-Holstein	13	48
Bremen	13	54
Hamburg	13	48
Braunschweig	14	46
Provinz Sachsen	15	45
Sachsen-Koburg-Gotha	16	70
Sachsen-Anhalt	16	48
Sachsen-Altenburg	18	48
Deutsches Reich	8	32

Auch in dieser Klasse steigt die männliche Ziffer mit der weiblichen, wenn auch nicht im einzelnen, denn Anhalt hat mit 16, Sachsen schon mit 13 weiblichen 48 männliche Selbstmorde, und Sachsen-Altenburg hat mit dem höchsten weiblichen Anteil (18 auf 100 000), auch nur 48 männliche. Dagegen stehen in Sachsen-Koburg-Gotha 16 weiblichen 70 männliche Selbstmorde gegenüber.

Wir sehen, im einzelnen läßt sich eine entsprechende Steigerung des weiblichen und männlichen Anteils am Selbstmorde nicht feststellen, im großen Umrisse ist aber ebenso unverkennbar, daß die Staaten mit einem niedrigen weiblichen Anteil auch einen niedrigen männlichen Anteil an der Selbstmordziffer haben — und umgekehrt.

Nachdem wir diese Einsicht gewonnen haben, werden wir zu der Annahme geführt, daß hier Einflüsse mitsprechen, denen beide Geschlechter unterliegen, jedoch das weibliche (um das es sich hier handelt) in höherem Maße. Welche Einwirkungen könnten es sein?

In erster Linie drängt sich der Gedanke an die wirtschaftliche Lage als Erklärung auf. Hierüber in größerem Maßstabe Nachforschungen anzustellen, würde nun zwar über den Rahmen dieser statistischen Studie zur Frauen-

frage hinausgehen, wohl aber läßt sich ein Moment heranziehen, das mit der Verschärfung des wirtschaftlichen Daseinskampfes und allen seinen Schwierigkeiten eng verknüpft und statistisch leicht faßbar ist: die Bevölkerungsdichtigkeit. Das gedrängte Zusammenleben der Menschen könnte möglicherweise einen verhängnisvollen, die Verzweiflung begünstigenden Einfluß üben. Das Zusammenströmen von Menschen, die keine Beziehungen zueinander haben, erzeugt keineswegs an und für sich einen natürlichen Gemeinschaftssinn. Es wirkt vielmehr isolierend, der Unbefangene muß schlichtes Vertrauen verlernen.

„Geh' und such' die Menschen auf,
So bist du bald allein —“

sagt der Dichter mit Recht. Die auf den Arbeitsmarkt hinausgedrängte, alleinstehende Frau leidet unverhältnismäßig mehr als der Mann unter der Verlassenheit in der städtischen Steinwüste, wenn ihr nicht die Oase eines eigenen Herdes beschert ist, wenn sie nicht Menschen hat, zu denen sie als Mensch gehört. Unter solchen Verhältnissen unterliegt, so scheint es, das Weib leichter der Verführung oder der Verzweiflung oder beiden, als wenn es „der Menschheit Los erfüllt“, und wäre es im allerengsten Kreise und unter viel Beschwer. Fragen wir daher, ob ein Einfluß der Bevölkerungsdichtigkeit auf die Häufigkeit des Selbstmords nachweislich zu erkennen ist, oder ob er von anderen hemmenden Einflüssen eingeschränkt oder ausgeglichen wird. Wenn die Bevölkerungsdichtigkeit in erheblichem Maße mitspricht, werden wir in den dichtbevölkerten Landstrichen, besonders aber in den Großstädten, mehr weibliche Selbstmorde (und voraussichtlich uneheliche Geburten) finden, als in den dünnbevölkerten Gebieten. Sehen wir zu, ob das vorliegende Zahlenmaterial uns zu einer Annahme kommen läßt.

Die folgende Tabelle zeigt die Zahl der Selbstmorde in Verbindung mit der Bevölkerungsdichtigkeit *). (Zur Vergleichung sind die unehelichen Geburten angehängt.)

Auf 100000 w. Einwohner entfallen im jährlichen Durchschnitt weibliche Selbstmorde	Auf 1 qkm Einwohner	Auf 100 Geburten unehelich
Westfalen	157, ⁸	2, ⁷
Posen	65, ²	5, ⁵
Hohenzollern	58, ⁵	6, ⁸
Rheinland	213, ⁴	4, ⁰
Waldeck	51, ⁷	6, ⁹
Elsaß-Lothringen	118, ⁵	7, ⁵
Lippe	114, ³	4, ⁷
Ostpreußen	54, ⁰	9, ⁴
Westpreußen	61, ²	6, ⁷
Pommern	54, ³	9, ⁹
Bayern	81, ⁴	13, ²
Württemberg	111, ²	9, ⁷
Schaumburg-Lippe	126, ⁸	4, ⁴
Baden	123, ⁹	7, ⁵
Hessen-Nassau	120, ⁹	6, ³
Mecklenburg-Strelitz	35, ⁰	12, ²
Lübeck	325, ¹	8, ⁹
Schlesien	115, ⁸	9, ²
Hannover	67, ³	6, ⁹
Mecklenburg-Schwerin	46, ³	11, ⁷
Reuß ä. L.	216, ⁰	7, ³
Hessen	145, ⁸	7, ⁹
Provinz Brandenburg	78, ⁰	9, ⁷
Großherzogtum Oldenburg	62, ⁰	5, ⁵
Berlin	125, ²	14, ⁹
Königreich Sachsen	280, ³	12, ⁶
Sachsen-Weimar	100, ³	9, ⁶
Sachsen-Meiningen	101, ⁶	11, ⁶
Schwarzburg-Sondershausen	193, ⁸	9, ¹
Schwarzburg-Rudolstadt	99, ⁰	10, ⁴
Reuß j. L.	168, ⁴	11, ⁰
Schleswig-Holstein	73, ⁰	8, ⁷
Bremen	877, ⁰	7, ⁸
Hamburg	1850, ¹	12, ⁴

*) Stat. Jahrb. für d. D. R. 1902, S. 1.

Auf 100 000 w. Einwohner entfallen im jährlichen Durchschnitt weibliche Selbstmorde	Auf 1 qkm Einwohner	Auf 100 Geburten unehelich
Braunschweig	126, ⁴	10, ⁰
Provinz Sachsen	112, ²	10, ³
Sachsen-Koburg-Gotha	116, ¹	10, ³
Sachsen-Anhalt	137, ⁵	9, ¹
Sachsen-Altenburg	147, ³	10, ⁹
Deutsches Reich	104, ²	8, ⁷

Wir teilen zur leichteren Erfassung die Gebiete wieder in die drei uns bereits bekannten Klassen, doch soll die Reihenfolge in jeder Klasse diesmal nach dem hier ausschlaggebenden Gesichtspunkte der Bevölkerungsdichtigkeit geordnet werden, derart, daß in jeder Klasse die am dichtesten bevölkerten Staaten oben stehen.

Die erste Klasse stellt sich folgendermaßen dar:

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörderinnen auf 100 000 w. E.
213, ⁴	Rheinland	4
157, ⁸	Westfalen	3
118, ⁵	Elsaß-Lothringen	5
114, ³	Lippe-Detmold	5
65, ¹	Posen	3
58, ⁵	Hohenzollern	3
51, ⁷	Waldeck	4

Das am dichtesten bevölkerte Gebiet, Rheinland, zeigt dieselbe weibliche Selbstmordziffer wie das am dünnsten bevölkerte Waldeck. Ebenso entsprechen die beiden nächsten Gebiete von oben und unten einander, und auch die in der Mitte liegenden stimmen derart überein, daß wir die Übereinstimmung schematisch durch Striche veranschaulichen können.

Die zweite Klasse mit der weiblichen Selbstmordziffer 6—12 auf 100 000 Einwohner im jährlichen Durchschnitt stellt sich so dar:

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einw.
325	Lübeck	8
216	Reuß ä. L.	9
145, ⁸	Hessen	11
126, ⁸	Schaumburg-Lippe	6
123, ⁹	Baden	7
120, ⁰	Hessen-Nassau	8
115, ⁸	Schlesien	9
111, ²	Württemberg	6
81, ⁴	Bayern	6
78, ⁰	Prov. Brandenbg. m. Berlin	12
67, ³	Hannover	9
62, ¹	Oldenburg	12
61, ²	Westpreußen	6
54, ³	Pommern	6
54	Ostpreußen	6
46, ³	Mecklenburg-Schwerin	9
35, ⁰	Mecklenburg-Strelitz	8

Auch in dieser Klasse mit der im Vergleich zur vorigen absolut höheren Selbstmordziffer haben wir dieselbe Erscheinung. Die am dichtesten und am dünnsten bevölkerten Gebiete entsprechen einander in dem weiblichen Anteil am Selbstmorde. —

Die dritte Klasse mit der weiblichen Selbstmordziffer von 13—18 gewährt folgendes Bild:

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einw.
1850, ¹	Hamburg	13
877, ⁰	Bremen	13
280, ³	Königreich Sachsen	13
168, ³	Reuß j. L.	13
147, ³	Altenburg	18
137, ⁵	Anhalt	16
126, ⁴	Braunschweig	14
125, ⁰	Berlin	13
116, ¹	Sachsen-Koburg-Gotha	16
112, ⁰	Provinz Sachsen	15
101, ⁶	Sachsen-Meiningen	13
100, ³	Sachsen-Weimar	13
99, ⁰	Schwarzburg-Rudolstadt	13
93, ⁸	Schwarzburg-Sondershausen	13
73, ⁰	Schleswig-Holstein	13

Auch in dieser Klasse mit der wiederum absolut höheren Selbstmordziffer dieselbe Erscheinung, daß in fast schematischer Genauigkeit die am dichtesten und die am dünnsten bevölkerten Gegenden dieselbe Höhe weiblicher Selbstmorde zeigen.

Hamburg und Schleswig-Holstein weisen dieselbe Höhe auf, und dabei ist Hamburg 25mal so dicht bevölkert wie Schleswig-Holstein; Sachsen-Altenburg hat beinahe ein Drittel mehr Selbstmörderinnen als Hamburg, obschon Hamburg 12mal so dicht bevölkert ist.

Ein Gesamtvergleich aller drei Klassen hat dasselbe Ergebnis, wie eine Gegenüberstellung des ersten und letzten Gebietes — Rheinland und Schleswig-Holstein — erweist. Rheinland hat bei 213,⁴ Menschen auf den Quadratkilometer 4 Selbstmörderinnen auf 100 000 weibliche Einwohner; Schleswig-Holstein hat deren 13 und dabei ist die Bevölkerung nur ein Drittel so dicht wie die der Provinz Rheinland, so daß Schleswig-Holstein, am Rheinland gemessen, statt 13 nur 1 weiblichen Selbstmord auf 100 000 weibliche Einwohner haben mußte.

Wir müssen zu dem Schlusse kommen, daß die Schwankungen in der Zahl der weiblichen Selbstmorde nicht auf die größere oder geringere Bevölkerungsdichtigkeit zurückzuführen sind. Die Großstädte weisen nicht die hohe Ziffer weiblicher Selbstmorde auf, die der Beobachter zu finden fürchtet. Wir dürfen annehmen, daß die Charitas den Gefahren entgegenwirkt. Privathilfe und Vereinstätigkeit sind an der Arbeit auf der ganzen Linie und in allen Lagern. Auch alle soziale, alle organisatorische Arbeit wirkt bindend, bewahrend. Wenn die überfüllten Großstädte Herde der individualistischen Auflösung und Zersetzung sind, so sind sie andererseits auch Stätten der Fortentwicklung der Kulturmenschheit. Sie lehren die Menschen, den Übeln zu begegnen und auf Abwehr und Bekämpfung geistiger und leib-

licher Not zu sinnen. Viele Hände strecken sich hilfebereit nach der alleinstehenden, vereinsamten weiblichen Person aus*).

Vielleicht trifft aber bei den Männern die Annahme zu, daß die Bevölkerungsdichtigkeit, die den Daseinskampf verschärft, die Selbstmordziffer bedeutsam mitbestimmt? Es dürfte nicht unerheblich sein, dem Verhältnis von Bevölkerungsdichtigkeit und der männlichen Selbstmorde in der folgenden Darstellung kurz nachzugehen. Die Staaten sind wieder in den drei Klassen, jede nach der Bevölkerungsdichtigkeit geordnet, dargestellt.

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörder auf 100 000 m. Einw.
213, ⁴	Rheinland	18
157, ⁸	Westfalen	17
118, ⁵	Elsaß-Lothringen	22
114, ³	Lippe	19
65, ¹	Posen	15
58, ⁵	Hohenzollern	35
51, ⁷	Waldeck	27

In dieser ersten Klasse können wir keine Gesetzmäßigkeit erkennen. Die Höhe der Selbstmordziffer, bei Rheinland mit 18 anfangend, nimmt keineswegs regelmäßig mit der Bevölkerungszahl ab, sondern schwankt auf und nieder und steigt sprunghaft gegen das Ende bis fast zur doppelten Höhe.

*) Freilich erst, nachdem sie in einer oder der anderen Weise entgleist ist. Für die Ehrbaren der untern Klassen ist ja auch durch Dienstboten- und Arbeiterinnenvereine und -Heime gesorgt, die Alleinstehenden der Mittelklassen, die alleinstehenden gebildeten Frauen und Berufsarbeiterinnen werden übersehen. Eine rühmliche Ausnahme machen die Begründerinnen der Frauenklubs und Lehrerinnenheime.

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörder auf 100 000 m. Einwohner
325	Lübeck	42
216	Reuß ä. L.	34
145, ⁸	Hessen	35
126, ⁸	Schaumburg-Lippe	20
123, ⁹	Baden	32
120, ⁹	Hessen-Nassau	29
115, ⁸	Schlesien	40
111, ²	Württemberg	28
81, ⁴	Bayern	21
78, ⁰	Provinz Brandenburg mit Berlin	49
67, ³	Hannover	33
62, ¹	Großherzogtum Oldenburg . . .	47
61, ²	Westpreußen	22
54, ³	Pommern	28
54	Ostpreußen	23
46, ³	Mecklenburg-Schwerin	32
35, ⁰	Mecklenburg-Strelitz	42

Ein kurzer Blick auf diese zweite Klasse genügt, um festzustellen, daß der am dichtesten und der am dünnsten bevölkerte Staat die gleiche Selbstmordziffer aufweisen.

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörder auf 100 000 m. Einwohner
1850, ¹	Hamburg	48
877, ⁰	Bremen	54
280, ³	Königreich Sachsen	48
168, ³	Reuß j. L.	56
147, ³	Altenburg	48
137, ⁵	Anhalt	48
126, ⁴	Braunschweig	46
125, ⁰	Berlin	42
116, ¹	Sachsen-Koburg-Gotha	70
112, ⁰	Provinz Sachsen	45
101, ⁶	Sachsen-Meiningen	48
100, ³	Sachsen-Weimar	45
99, ⁰	Schwarzburg-Rudolstadt	46
93, ⁸	Schwarzburg-Sondershausen . . .	44
73, ⁰	Schleswig-Holstein	48

Auch hier dasselbe Bild. Hamburg und Schleswig-Holstein, der erste und der letzte Staat, haben dieselbe Zahl von Selbstmördern, 48 auf 100 000 Einwohner im Jahresdurchschnitt. Die Staaten schwanken in der Bevölkerungsdichtigkeit von 1850 bis 73 Einwohner auf den Quadratkilometer; in der Zahl der Selbstmörder zwischen 42—70 auf 100 000 männliche Einwohner. Was wir feststellen, ist, daß die Bevölkerungsdichtigkeit die Selbstmordziffer der Männer ebenso wenig zu beeinflussen scheint wie die der Frauen. Daneben stellen wir fest, daß auch die Höhe der männlichen Selbstmorde bedeutend schwankt. Bei dem weiblichen Geschlechte zwischen 3—18 auf 100 000 im Jahresdurchschnitt, bei dem männlichen zwischen 15 (Posen) bis 70 (Sachsen-Koburg-Gotha).

Diese Schwankung selbst bietet vielleicht einen Anhalt und führt uns zu einer Erklärung. Die Schwankung zwischen den Selbstmordziffern der beiden Geschlechter hatten wir auf ein psychisches Moment, die stärkere religiöse Gebundenheit des weiblichen Geschlechts, zurückgeführt. Vielleicht lassen sich durch dasselbe psychische Moment auch die Schwankungen zwischen den einzelnen Gebieten erklären. Trifft diese Annahme zu, so muß religiöser Einfluß nachweisbar sein. Wir untersuchen unter diesem Gesichtspunkte an der Hand der Statistik den Anteil der Konfessionen am Selbstmorde; der Anteil der Israeliten und Sektierer ist verschwindend. Die uns geläufige Dreiteilung der deutschen Staatsgebiete, nach der Höhe der weiblichen Selbstmordziffer geordnet, behalten wir bei.

Die erste Klasse bilden wieder die Gebiete mit 3—5 weiblichen Selbstmorden auf 100 000 weibliche Einwohner.

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einw. sind evang.	kath.
3	Westfalen	475	515*)
3	Posen	309	665

*) Stat. Jahrb., 1901, S. 4.

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einw. sind	
		evang.	kath.
3	Hohenzollern	38	952
4	Rheinland	275	712
4	Waldeck	955	29
5	Elsaß-Lothringen	210	765
5	Lippe	958	34

Unter den sieben Gebieten dieser Klasse sind alle bis auf Waldeck und Lippe vorwiegend, d. h. über 50%, katholisch, so daß die Wagschale zugunsten dieser Konfession allein schon durch den Umstand sinkt, daß die Klasse mit der niedrigsten Selbstmordziffer zu fünf Siebentel von katholischen Gebieten eingenommen wird. Auf der anderen Seite ist hervorzuheben, daß Waldeck, ein fast ausschließlich protestantischer Staat, eine niedrigere Selbstmordziffer hat, als das katholische Elsaß-Lothringen, dem in der Höhe der weiblichen Selbstmorde das protestantische Lippe gleichsteht.

Sehen wir, ob der Eindruck zugunsten des Katholizismus durch die Betrachtung der anderen Klassen erhärtet oder abgeschwächt wird.

Die zweite Klasse umfaßt wie früher die Staaten mit 6—12 weibl. Selbstmorden auf 100 000 weibl. Einwohner.

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einw. sind	
		evang.	kath.
6	Ostpreußen	856	131
6	Westpreußen	475	500
6	Pommern	971	18
6	Bayern	241	750
6	Württemberg	691	299
6	Schaumburg-Lippe	974	16
7	Baden	361	620
8	Hessen-Nassau	695	274
8	Mecklenburg-Strelitz	988	6,7
8	Lübeck	975	15
9	Schlesien	455	532
9	Hannover	865	126

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einw. sind	
		evang.	kath.
9	Mecklenburg-Schwerin	987	8,7
9	Reuß ä. L.	981	15
11	Hessen	671	296
12	Provinz Brandenburg	957	35
12	Oldenburg	773	219

Unter den 17 Staaten dieser zweiten Klasse befinden sich nur 4, die 50% Katholiken oder darüber haben: Westpreußen, Bayern, Baden, Schlesien. Von diesen 4 geht keiner über die Selbstmordziffer 9 hinaus, die höheren Ziffern bis 12 beziehen sich auf vorwiegend protestantische Gebiete.

So steht auch in dieser Klasse der Katholizismus günstig da. Es kommen aber wieder einzelne rein protestantische Gebiete ihm gleich. So hat das rein protestantische Pommern dieselbe Selbstmordziffer, wie das vorwiegend katholische Bayern. Ostpreußen, Württemberg und Lippe, sämtlich protestantisch, haben eine gleiche Selbstmordziffer wie Baden mit 62% Katholiken.

Die dritte Klasse umfaßt die Gebiete mit der weiblichen Selbstmordziffer von 13—18 auf 100 000 Einwohner.

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einw. sind	
		evang.	kath.
13	Berlin	857	86
13	Königreich Sachsen	957	37
13	Sachsen-Weimar	959	36
13	Sachsen-Meiningen	979	12
13	Schwarzburg-Sondershausen	988	8,4
13	Schwarzburg-Rudolstadt	994	4,6
13	Reuß j. L.	985	9,9
13	Schleswig-Holstein	976	18
13	Bremen	942	44
13	Hamburg	918	38
14	Braunschweig	950	41
15	Provinz Sachsen	924	71
16	Sachsen-Koburg-Gotha	980	14
16	Anhalt	960	33
18	Altenburg	986	12

Die 15 Staaten der dritten Klasse sind so gut wie rein protestantisch, den höchsten katholischen Bestand hat Berlin mit 8,6%.

Betrachten wir in großen Zügen die drei Klassen, so müssen wir feststellen, daß die vorwiegend katholischen Gebiete am günstigsten stehen. Selbst wenn wir nun noch einen bedeutenden Abstrich machen in der Erwägung, daß im katholischen Volke die Versuchung der Vertuschung größer ist als bei Freidenkern, so können wir doch nicht umhin, einzusehen, daß der Katholizismus einen bindenden, bewahrenden Einfluß im Volksleben darstellt. Und weiter schließen wir, daß tatsächlich bei dem weiblichen Überschusse, der uns hier beschäftigt, soweit er durch längere Lebensdauer entsteht, das moralisch-psychische Moment einer tieferen Religiosität unverkennbar mitspricht. Religiosität bewirkt Ergebung, Ergebung macht gemütsruhig, und Heiterkeit des Gemüts erhält den Körper. Das Volk hat diese Erfahrung in das Sprichwort gefaßt: „Die Heiligen altern nicht.“ —

Unter sich weichen die katholischen Länder — nach dem Promillesatze von Katholiken geordnet — wieder bedeutend voneinander ab. Posen steht am günstigsten, Schlesien am ungünstigsten.

Von 1000 Einwohnern sind katholisch	Gebiet	Auf 100 000 Einwohner Selbstmorde im Jahresdurchschnitt	
		weiblich	männlich
932	Hohenzollern	3	35
750	Bayern	6	21
712	Rheinland	4	18
665	Posen	3	15
620	Baden	7	32
565	Elsaß-Lothringen	5	22
532	Schlesien	9	40
515	Westfalen	3	17
500	Westpreußen	6	22

An dem Gesamtbilde der vorliegenden Betrachtung des weiblichen Überschusses ändert das Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 nichts. Allerdings ergibt sich wieder ein Rückgang der Überzahl des weiblichen Geschlechts. Am 1. Dezember 1900 betrug die Bevölkerung

weiblichen Geschlechts	28 629 931	oder 50,8%	} der Reichs- bevölkerung
männlichen	27 737 247	„ 49,2%	
Plus des weibl. Geschl.		892 684	

Gegen 1895 ist der Überschuß um rund 60 000 (59 278) zurückgegangen. Die Ursache dieser Abnahme dürfte aber schwerlich in Veränderung der Bevölkerungsbewegung zu suchen sein. Das Verhältnis der Geschlechter in der Geburts- und Sterbestatistik ist dasselbe geblieben. Wahrscheinlich sind 1900 die abwesenden Männer besser erfaßt worden. So wurden allein auf deutschen Handelsschiffen in auswärtigen Häfen (mit Ausschluß der Kaiserlichen Marine) 55 779 Männer ermittelt. Wohl aber zeigt die Statistik von 1900 (Bd. 1, S. 91) ein verändertes Bild von dem Anteil der Altersklassen an dem weiblichen Überschusse. In dem Jahrzehnt von 1890—1900 hat sich in den Altersklassen bis 40 Jahr der weibliche Überschuß um 19 auf Tausend, in den Altersklassen von 40—60 um 7 auf Tausend verringert; in der Altersklasse von 60 aufwärts dagegen ist er um 22 auf Tausend gestiegen. Die Abnahme des Überschusses fällt in das Alter von 16—60, d. h. in die Zeit, die der Erwerbstätigkeit und dem Eheberuf gehört, wie wir in dem nächsten Abschnitt hören werden. Mit Gewißheit dürfte diese Abnahme durch die wachsende Anteilnahme des weiblichen Geschlechts an der Erwerbstätigkeit, insonderheit durch das Einströmen in die Industrie, zu erklären sein. Der ungesunden Fabrikarbeit und ihren direkt, oder indirekt durch Nervenerschöpfung, schädlichen Folgen ist der weibliche Körper nicht gewachsen, um so mehr, als er

neben der Erwerbstätigkeit noch durch die Mutterschaft belastet wird. Bis 40 Jahr ist die Abnahme des Überschusses am stärksten — bis 40 Jahr ist auch das Maximum des Anteils am Eheberuf erreicht. — Über den weiblichen Überschuß von der Altersgrenze 60 ab unterrichtet die folgende Aufstellung.

Die Altersklassen von 60 aufwärts nach dem Geschlecht
am 1. Dezember 1900.

Altersklassen	männlich	weiblich
60— 65	755 837	890 612
65— 70	544 800	655 196
70— 75	356 589	446 185
75— 80	210 793	267 984
80— 85	88 271	115 708
85— 90	22 455	32 414
90— 95	3 306	5 571
95—100	329	777
über 100	8	32

Die Steigerung um 22 von Tausend (S. 63) dürfte als Guthaben auf das Konto der Rentengesetzgebung kommen.

Das Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 ist folgendes*).

Die Bevölkerung betrug am 1. Dezember 1905

weiblichen Geschlechts	30 756 597
männlichen Geschlechts	29 884 681
Plus des weiblichen Geschlechts	871 916

Der weibliche Überschuß ist wieder zurückgegangen und zwar um 20 768. Prozentual ergibt sich folgende Aufstellung:

Im Jahre 1895 kamen auf 100 Männer 103,7 Frauen

„ „ 1900 „ „ 100 „ 103,2 „
„ „ 1905 „ „ 100 „ 102,9 „

Was die Geschlechtsverteilung in anderen europäischen Ländern betrifft, so gibt die Volkszählung von 1900

*) Viertes Heft der Vierteljahrshefte der Statistik des Deutschen Reiches von 1906.

darüber Auskunft. Nachstehende Tabelle zeigt den Frauenüberschuß nach seiner Höhe geordnet.

Staaten	Zählungs- jahr	Bevölkerung		auf 100 männliche kamen weibliche
		männliche	weibliche	
Ungarn	1900	9 582 152	9 672 407	100,9
Rußland	1897	62 464 208	63 162 828	101,1
Belgien	1900	3 324 989	3 368 821	101,3
Finnland	1898	1 304 289	1 332 841	102,2
Frankreich	1896	18 922 651	19 346 360	102,2
Niederlande	1899	2 520 471	2 583 508	102,5
Irland	1901	2 200 040	2 258 735	102,7
Österreich	1900	12 852 693	13 298 015	103,5
Schweiz	1900	1 634 814	1 692 522	103,5
Schweden	1900	2 506 436	2 630 005	104,9
Dänemark	1901	1 193 448	1 256 092	105,2
Schottland	1901	2 173 755	2 298 348	105,7
Spanien	1900	8 795 564	9 336 911	106,2
Großbritannien und Irland	1901	20 095 523	21 361 430	106,3
England und Wales	1901	15 721 728	16 804 347	106,9
Norwegen	1891	962 911	1 035 006	107,5
Portugal	1900	2 597 270	2 831 389	109

Die folgenden Staaten haben einen Männerüberschuß:

Staaten	Zählungs- jahr	Bevölkerung		auf 100 männliche kamen weibliche
		männliche	weibliche	
Griechenland	1896	1 266 816	1 166 990	92,1
Luxemburg	1900	122 002	114 541	93,9
Serbien	1895	1 186 594	1 125 890	94,9
Bulgarien	1883	1 690 626	1 620 087	95,8
Cypern	1891	106 838	102 448	95,9
Rumänien	1889	2 564 935	2 437 407	96,4

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika wiesen 1900 folgende Geschlechtsverteilung auf: 39 059 242 männliche, 37 244 145 weibliche Personen, auf 100 männliche kamen weibliche 95,4.

B. Der Altersaufbau des weiblichen Geschlechts.

Nachdem wir uns in vorstehendem mit dem weiblichen Überschusse beschäftigt haben, versuchen wir nun, ein Bild von dem Altersaufbau des weiblichen Geschlechtes in sich, vom männlichen gesondert, zu gewinnen. Zu diesem Zwecke fragen wir: Wie verhalten sich die Altersklassen in ihrer relativen Stärke zur Gesamtheit des Geschlechts? Mit andern Worten: Wenn wir statt der Gesamtheit des weiblichen Geschlechts die Zahl 100 setzen, welcher Prozentsatz entfällt auf jede Altersklasse? Die folgende Tabelle beantwortet die Frage *). Die Zahlen sind der Gewerbestatistik entnommen, daher entspricht die Abgrenzung der Altersstufen dem Bedürfnis der Gewerbeordnung, die „Kinder“ unter 14 Jahren, „Jugendliche“ vom 14.—16. und Erwachsene unterscheidet.

Der Altersaufbau in Verhältniszahlen.

Auf die Altersklasse entfallen von 100 weiblichen Personen:

unter 14	31, ⁹⁷
14—16	4, ⁰¹
16—20	8, ⁰¹
20—30	16, ³⁴
30—40	12, ⁹⁴
40—50	10, ³³
50—60	8, ²⁰
60—70	5, ²³
über 70	2, ⁹⁷

Das Kindheitsalter — bis 14 Jahr — beansprucht fast ein Drittel der weiblichen Bevölkerung.

Die nächste Altersstufe umfaßt nur zwei Lebensjahre, von 14—16. Deshalb wird der Prozentsatz ein

*) Die absoluten Zahlen sind bereits auf Seite 36 angegeben.

kleiner sein: 4,⁰¹. Wir sehen aber trotzdem, daß der Tod bereits seine Ernte gehalten hat, denn wenn die „Jugendlichen“ numerisch gleich sein sollten, so müßten sie ($14 : 2 = 7$) den siebenten Teil von $31,⁹⁷ = 4,⁵⁷$ repräsentieren; statt dessen entfällt auf sie nur 4,⁰¹.

Die dritte Altersstufe umspannt vier Lebensjahre, von 16—20. Ist sie entsprechend stark besetzt, wie die vorhergehende, so muß sie genau den doppelten Prozentsatz zeigen, nämlich 8,⁰², aber statt dessen entfallen auf sie nur 8,⁰¹. Mithin sind 0,⁰¹ zwischen 14 und 16 Jahren mit Tode abgegangen.

Die vierte Altersstufe von 20—30 umfaßt ein Jahrzehnt. Entfielen auf sie der gleiche Anteil, so müßte sie einen $2\frac{1}{2}$ mal so großen Prozentsatz zeigen wie die vorige Klasse, also rund 20. Statt dessen kommen auf sie nur 16,³⁴. Rund 4% sind mit Tode abgegangen.

Bei der fünften Altersstufe von 30—40 ist der Prozentsatz von 16 auf 12 gefallen; diese Klasse zeigt demnach wieder dieselbe starke Minderung um 4% wie die vorige Klasse. Man geht schwerlich fehl, wenn man in diesen hohen Verlustziffern der Altersklassen 20—40 den Tribut sieht, den die Mutterschaft verlangt. Diese Ansicht gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir sehen, daß in den beiden nächsten Jahrzehnten der Verlust nur halb so groß ist.

Auf die Altersklasse von 40—50 entfallen 10,³³%. Der Verlust beträgt demnach weniger als 2%.

Auf die Altersklasse von 50—60 entfallen 8,²⁰%. Der Verlust beträgt 2%.

Die Altersklasse von 60—70 dagegen zeigt wieder eine auf 3% gestiegene Sterblichkeit; der Bestand dieser Klasse ist 5,²³ vom Hundert.

Auf die letzte Klasse, von 70 aufwärts, entfallen nur 2,⁹⁷ der Gesamtheit. Die Besetzung dieser Klasse mit einer absoluten Zahl von 784 550 bildet den eisernen Bestand alter Frauen, deren zähe Langlebigkeit den alten

Germanen Scheu einflößte, ja zur Zeit der Hexenverfolgungen diesen Ärmsten verhängnisvoll werden konnte.

Ziehen wir zur Vergleichung kurz den männlichen Altersaufbau heran.

Der Altersaufbau in Verhältniszahlen.

Auf die Altersklasse entfallen von 100 männlichen Personen:

unter 14	33,17
14—16	4,16
16—20	8,16
20—30	16,64
30—40	13,07
40—50	10,00
50—60	7,63
60—70	4,65
über 70	2,52

Der Vergleich ergibt, daß der prozentuale männliche vom weiblichen Altersaufbau verschieden ist. Das Kindheitsalter ist stärker besetzt; von 100 Personen männlichen Geschlechts entfallen auf die Kindheit (d. h. bis 14 Jahr) 33,17 im Gegensatz zu der prozentualen Verteilung des weiblichen Geschlechts, die in dieser Altersstufe nur 31,97% beträgt. Die Basis des männlichen Altersaufbaus ist demnach breiter. Die Sterblichkeit bis zum jugendlichen Alter ist aber um 1% größer. Auf die Altersklasse der „Jugendlichen“ entfällt daher ein Prozentsatz, der sich dem weiblichen bis auf 0,15 nähert. Auf die Altersstufe von 16—20 entfällt wieder ein dem weiblichen Aufbau fast gleicher Prozentsatz, der nur um 0,15 abweicht. Dagegen entfällt auf die Altersklassen von 20—30 und 30—40 von der Gesamtheit des männlichen Geschlechts ein relativ zu seiner Gesamtsumme höherer Prozentsatz als beim weiblichen Geschlechte, das gerade in diesen Jahrzehnten stark gelichtet wird, wie wir sahen. Es darf nur hier nicht die absolute Zahl der Männer von 20—40 Jahren und die Verhältniszahl der Männer dieses Alters zur Gesamtzahl ihres Geschlechts verwechselt werden. Absolut stehen 7 719 691 Frauen

von 20—40 Jahren 7 546 293 Männern von 20—40 Jahren gegenüber, also ein Mehr von 173 398 Frauen; betrachten wir das männliche Geschlecht aber gesondert, so haben diese Altersklassen von 20—40 einen höheren prozentualen Anteil an der Gesamtsumme, als dies der Fall ist in den entsprechenden Klassen bei dem weiblichen Aufbau, der in diesen Jahren der größten Leistungsfähigkeit die stärkste Abgabe an den Tod entrichtet.

Der Umstand, daß die Altersklassen von 20—40 prozentual bei der männlichen Bevölkerung stark besetzt sind, läßt uns schon den Schluß ziehen, daß dafür der prozentuale Anteil der höheren Altersstufen geringer sein wird. Und so ist es. Während das weibliche Geschlecht nach dem 40. Jahre eine merklich verminderte Sterblichkeit aufweist, lichtet der Tod die Reihen der Männer in gleichmäßigem Tempo. In jedem folgenden Jahrzehnt fehlen 3%.

Veranschaulichen wir uns den Altersaufbau jedes der beiden Geschlechter gesondert durch figürliche Linien, in Pyramiden-(Dreieck-)form etwa, so zeigt sich, daß die männliche Pyramide unten breiter ist, gleichmäßig-allmählich sich verjüngt und spitz ausläuft. Die weibliche ist unten weniger massig, dafür aber an der stumpfen Spitze breiter; die Verjüngung ist nicht gleichmäßig, sondern zeigt eine starke Einziehung (Altersjahre 20—40).

Wollen wir die Pyramidenlinien durch zwei Dreiecke ersetzen, so können wir diese nicht auf dem Wege gewinnen, daß wir für beide Geschlechter eine quadratische Grundfläche annehmen und den teilenden Schnitt durch die Mitte führen. Dazu ist die Verschiedenheit zu groß. Die kongruenten Dreiecke würden sich nicht mit den Pyramiden decken.

C. Der Anteil des weiblichen Geschlechts am Eheberuf.

Wir untersuchen jetzt, wie weit der Eheberuf das weibliche Geschlecht in Anspruch nimmt, wie weit ihm durch Verheiratung Lebensberuf geboten wird.

Zu diesem Zwecke scheiden die Altersstufen bis 16 Jahr aus. Wir beginnen mit den Sechzehnjährigen, d. h. mit dem gesetzmäßigen Alter der Ehemündigkeit für weibliche Personen. Nach Abzug der noch nicht Ehemündigen bleiben 16 878 564 weibliche Personen über 16 Jahr. Ihnen stehen 15 923 973 männliche Personen über 16 gegenüber. Die Gegenüberstellung dieser Zahlen ist noch völlig nichtssagend, schon deshalb, weil die höchsten Altersstufen mit einbegriffen sind.

Diese höchsten Stufen sind aber für unsere gegenwärtige Untersuchung zunächst belanglos, da sie für die Eheschließung nicht mehr in Frage kommen. Als obere Grenzen setzen wir das 50. Jahr. Die Stufen von 50 aufwärts scheiden zunächst hier aus. Damit verringert sich die Zahl der beiden Geschlechter um den Bestand der Altersklassen von 50 aufwärts, das weibliche Geschlecht mithin um 4 325 390, die Männer um 3 761 601, so daß sich nunmehr 12 553 174 Frauen und 12 162 372 Männer von 16—50 Jahren gegenüberstehen. Aber auch diese Gegenüberstellung ist praktisch noch unzulänglich, weil die Altersjahre für die Heiratsmöglichkeit bei Männern und Frauen von verschiedener Bedeutung sind. Die gesetzliche Ehemündigkeit des männlichen Geschlechts tritt erst mit 21 Jahren, die des weiblichen bereits mit

Tafel I: Das Heiratsalter der Geschlechter.

16 Jahren ein. Wir müssen eben auch hier der Verschiedenheit der Geschlechter Rechnung tragen und von einer rein formalen Gegenüberstellung der Altersklassen absehen. Wie merklich die Geschlechtsverschiedenheit auf das Alter bei der Eheschließung einwirkt, veranschaulicht die Darstellung auf Tafel I.

In jeder Altersklasse gibt ein roter und ein schwarzer Balken an, wieviel Männer und wieviel Frauen von je 1000 in der betreffenden Klasse verheiratet sind.

In der ersten Altersklasse sind von 1000 männlichen Personen nur 2,6 verheiratet (total 5395), von 1000 weiblichen bereits 20,6, also 8 mal so viel (total 43 473 gegen 26 886 im Jahre 1882). Ein solcher Abstand wird nicht wieder erreicht. In der letzten Altersklasse über 70 finden wir den nächstgrößten Abstand und zwar diesmal im umgekehrten Verhältnisse, die Zahl der verheirateten Männer überwiegt, jedoch nicht um das Achtfache, sondern nur um das Doppelte.

In der zweiten Altersklasse überwiegt das weibliche Geschlecht noch um 153 Verheiratete von Tausend. Im Alter von 30—40 erreicht es bereits den höchsten Satz. Das männliche Geschlecht dagegen überholt in dieser Klasse zwar schon das weibliche um ein Geringes (16 von Tausend), erreicht aber erst in der Altersklasse von 40—50 den höchsten Satz an Verheirateten mit 871 von Tausend, während das weibliche in dieser Klasse bereits eine Abnahme von 180/00 zu verzeichnen hat. Um volle 10 Jahre später als das weibliche erreicht demnach das männliche Geschlecht den höchsten Promillesatz. Somit dürfte es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir das weibliche Heiratsalter von 16—50, das männliche von 20—60 abgrenzen. Heiratet in Wirklichkeit nur ein geringer Promillesatz der Mädchen in den vier ersten Altersjahren der Ehe-mündigkeit, so trifft dasselbe zu bei den Männern in den vier letzten Jahren von 56—60. Bei dieser angenommenen Abgrenzung stehen 12 553 174 weibliche Personen von

16—50 Jahren 12 025 554 männlichen von 20—60 Jahren gegenüber. Das Mehr der weiblichen Personen beträgt etwas über eine halbe Million: 527 620. Dieser Überschuß erklärt sich daraus, daß wir die Heiratsgrenze für das weibliche Geschlecht nach unten, für das männliche nach oben hinausrückten, denn die vier nach unten mitgefaßten Altersjahre sind stärker besetzt als die zehn, die wir dem männlichen Geschlecht nach oben zugeben.

Diesem Überschuß dürfen wir für die soziale Lage des weiblichen Geschlechts keine zu große Bedeutung beilegen. Er bildet vielmehr einen unentbehrlichen Bestand des Gesellschaftshaushaltes. Ja, er könnte nicht einmal genügen. Wenn tatsächlich die 12 025 554 weiblichen Personen, die in derselben Anzahl Männer ihr numerisches Gleichgewicht finden, alle heirateten, so wäre nicht abzusehen, wie wir das Bedürfnis nach weiblichen Händen im Gesellschaftshaushalte decken sollten. Wir haben allein 1 313 957 weibliche Diensthofen und 176 648 weibliche Personen in der Gruppe: Öffentlicher Dienst und freie Berufe (Lehrerinnen, Ordensschwwestern, Diakonissinnen, Waisenmütter).

In Wirklichkeit liegt die Sache denn auch anders. Schon der Tabelle, die uns die Altersverschiedenheit bei der Eheschließung darstellte, konnten wir entnehmen, daß, wenn in jeder Altersklasse nur ein bestimmter Satz von 1000 verheiratet ist, der Rest unverheiratet sein muß. In Wirklichkeit haben wir denn auch nicht 527 620 ledige weibliche Personen von 16—50, sondern 5 461 213 und dazu 513 487 Witwen. Sehen wir nun zu, wie sich die weibliche ehemündige Bevölkerung von 16—50 Jahren von absolut 12 553 174 auf Verheiratete, Ledige und Witwen verteilt *).

*) Unter die Witwen sind die Geschiedenen, getrennt Lebenden, Eheverlassenen einbegriffen. Das hier in die Wagschale fallende Kriterium ist die Abwesenheit eines ehelichen Versorgers.

Hier wird nun der Einwand erhoben werden, daß die Altersgrenze zu tief nach unten gezogen sei; in der Klasse von 16—20 könne man noch kaum von „Ledigen“ im Gegensatze zu Verheirateten sprechen, weil die Ehe in diesem Alter zu den Ausnahmen gehöre — von 1000 Mädchen heiraten nur 20.

Um zu einer unbeanstandeten Zahl zu gelangen, sehen wir zunächst von der Klasse der 16—20jährigen ab. Sie zählt 2 112 819. Ziehen wir diesen Bestand von der Totalsumme des heiratsfähigen Alters von 16—50 ab: 12 553 174 — 2 112 819 = 10 440 355.

Auf diese Zahl von 10 440 355, den Bestand des eigentlichen Heiratsalters von 20—50 Jahr, beschränken wir jetzt unsere Aufmerksamkeit. Wir teilen den Bestand dieser Altersstufen nach Jahrzehnten in drei Klassen und betrachten jedes Jahrzehnt gesondert.

Altersjahre	Total	Davon sind	%
20—30	4 307 300	1 833 503 verheiratet . .	42 $\frac{1}{2}$
		2 439 290 ledig	56 $\frac{1}{2}$
		34 507 verwitwet	1

Über die Hälfte der Gesamtzahl dieser Klasse: 56 $\frac{1}{2}$ % ist noch ledig. Die Zahl der Witwen ist verschwindend.

Sehen wir, ob das folgende Jahrzehnt ein günstigeres Bild von der Zahl der Eheschließungen gibt.

Altersjahre	Total	Davon sind	%
30—40	3 412 391	2 636 314 verheiratet . .	77 $\frac{1}{4}$
		631 729 ledig	18 $\frac{1}{2}$
		144 348 verwitwet	4 $\frac{1}{4}$

In dieser Altersklasse ist das Verhältnis zugunsten der Ehe verschoben und zwar so durchgreifend, daß nur 18 $\frac{1}{2}$ % der Totalsumme ledig sind, während 77 $\frac{1}{4}$ % verheiratet sind. Wir sehen, daß in der Mehrzahl in Deutschland das mittlere Heiratsalter bevorzugt wird. Zu den Ledigen gesellen sich aber die Witwen, die in diesem

Jahrzehnt von 1% der vorigen Altersklasse auf $4\frac{1}{4}\%$ gestiegen sind, so daß die Zahl der nicht Eheversorgten (Ledige und Witwen) immerhin $22\frac{3}{4}\%$ beträgt.

Altersjahre	Total	Davon sind	%
40—50	2 720 664	2 065 184 verheiratet . .	76
		322 217 ledig	$11\frac{3}{4}$
		333 263 verwitwet . .	$12\frac{1}{4}$

Die Klasse der Verheirateten und die Klasse der Ledigen sind beide zurückgegangen, die Zahl der Witwen hat sich fast verdreifacht. Im ganzen sind in diesem Jahrzehnt rund drei Viertel (76%) eheversorgt, rund ein Viertel aber (24%) ist auf sich gestellt. Zum ersten Male überwiegen die Witwen die Ledigen.

Lassen wir das Ergebnis nun noch einmal an uns vorübergehen, und zwar in Verhältniszahlen.

In dem Jahrzehnt 20—30 überwiegen die Ledigen um 14%, mit den Witwen zusammen um 15%.

Von 30—40 umgekehrt überwiegen die Verheirateten die Ledigen und Witwen um 55%. Diese Klasse von 30—40 ist die günstigste für die Ehezeiffer, sie bedeutet den Höhepunkt, von dem es wieder abwärts geht.

Die nächste Klasse von 40—50 bringt bereits eine Minderung des Prozentsatzes der Verheirateten um $1\frac{1}{4}$. Der Prozentsatz der Ledigen erreicht hier zwar seinen Tiefstand, da wir hier nur $11\frac{3}{4}\%$ (absolut 322 217) weibliche Personen haben, die keine Ehe geschlossen haben. Ihre Zahl wird aber durch eine starke, im Vergleich zur vorigen Klasse absolut 8% betragende Zunahme der Witwen vergrößert, die hier $12\frac{1}{4}\%$ der Gesamtzahl ausmachen (gegen $4\frac{1}{4}\%$ der vorigen Klasse), so daß diese Klasse ihr charakteristisches Gepräge durch das Übergewicht der Witwen über die Ledigen erhält. Rund 10 000 Witwen mehr als Ledige zählt die Altersstufe von 40—50.

In Worten läßt sich das Ergebnis kurz so zeichnen:

Im ersten Jahrzehnt bilden die Ledigen die größere Hälfte.

Im zweiten Jahrzehnt bilden die Verheirateten drei Viertel, die Ehelosen ein Viertel der Gesamtsumme. Unter den Ehelosen überwiegen die Ledigen die Witwen.

Das dritte Jahrzehnt bietet dasselbe Bild wie das zweite, aber mit dem bedeutsamen Unterschiede, daß jetzt die Witwen die Ledigen überwiegen.

Fassen wir die drei Jahrzehnte zusammen, so ergibt sich folgendes Bild der heiratsfähigen weiblichen Bevölkerung von 20—50 Jahren.

Altersklasse	Total	Davon sind	%
20—50	10 440 355	6 535 001 verheiratet . .	62,80
		3 393 236 ledig	32,50
		512 118 verwitwet . .	4,90

Die Zahl der Verheirateten ist doppelt so groß wie die der Ledigen, aber trotz dieser günstigen Lage haben wir doch noch absolut

3 905 354

ehelose weibliche Personen von 20—50 Jahren, sei es als Ledige, sei es als Witwen. Die Zahl ist so groß, daß sie der weiblichen Bevölkerung des ganzen Königreichs Bayern und der Provinz Westpreußen gleichkommt.

Wir haben nun aber auch die Altersstufe 16—20, die wir anfangs ausschieden, mit den eben aufgestellten Zahlen in Verbindung zu setzen. In dieser Altersklasse verteilt sich der Bestand von 2 112 819 nach dem Familienstand folgendermaßen:

Altersklasse	Total	Davon sind	%
16—20	2 112 819	43 473 verheiratet . .	2,06
		2 067 977 ledig	97,88
		1 369 verwitwet . .	0,06

Diese Klasse bildet mit ihrem Prozentsatz von 97 Ledigen einen so starken Gegensatz zu dem Jahrzehnt von 30—40 mit 77% Verheirateten, daß eine trennende

Unterscheidung ein Bedürfnis wird. Ähnlich dagegen ist die Klasse von 16—20 in ihrem Familienstande dem Jahrzehnt von 20—30, wo die Ledigen noch mit 56½% überwiegen. Vollziehen wir deshalb die Trennung so, daß wir die beiden Klassen von 16—20 und 20—30 als das frühe Heiratsalter zusammenfassen und sie den beiden Jahrzehnten von 30—50, als dem späten Heiratsalter, gegenüberstellen. Das ergibt folgendes Bild:

Altersstufe	Total	Davon sind	%
16—30	6 420 119	1 877 027 verheiratet	29,24
		4 508 585 ledig	70,22
		34 507 verwitwet	0,54
30—50	6 133 055	4 759 825 verheiratet	77,61
		903 291 ledig	14,73
		469 939 verwitwet	7,66

Der Eindruck der Verhältniszahlen ist*) leicht in Worte zu fassen. In dem frühen Heiratsalter überwiegen die Ledigen, im späten die Verheirateten und zwar annähernd im umgekehrten Verhältnisse; sie tauschen die Rollen.

Nun fehlt zu dem Gesamtbilde der erwachsenen weiblichen Bevölkerung noch das Alter von 50 aufwärts. Ihm wenden wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr zu.

In diesem Alter haben wir einen Gesamtbestand von 4 325 390 weiblichen Personen, der sich folgendermaßen gliedert:

Altersjahre	Total	Davon sind	%
50 und darüber	4 325 390	2 147 280 verheiratet	49,64
		473 977 ledig	10,96
		1 704 133 verwitwet	39,40

In diesem Alter bildet die Eheschließung für das weibliche Geschlecht eine Ausnahme. Es ist daher kein voreiliger Schluß, wenn wir annehmen, daß die hier aufgeführten rund 11% Ledigen ledig bleiben. Von

*) Mit Weglassung des Bruchteils.

100 weiblichen Personen, die das 50. Lebensjahr erreicht haben, haben demnach 89 die Ehe geschlossen. Daneben haben wir einen Prozentsatz von rund 11 weiblichen Personen, die zeitlebens ohne ehelichen Versorger sind. Von der Altersstufe 50 ab beträgt ihre Zahl 473 977. Diese Zahl wird aber fast um das Vierfache durch die Zahl derjenigen überholt, die zwar in die Klasse der Verheirateten eingetreten waren, aber den Versorger verloren und als Witwen auf sich selbst gestellt sind. Neben 10,96% Ledigen haben wir 39,40% Witwen, zusammen 50,36% Ehelose. Die größere Hälfte des weiblichen Geschlechts ist mithin ab 50 Jahr im reiferen und späten Alter auf sich gestellt; 2 147 280 Verheirateten stehen 2 178 110 Ehelose gegenüber.

Allgemeine Kenntnis und Würdigung dieses Umstandes würden zum Wohle des weiblichen Geschlechts dahin führen, daß der Altersversicherung und der Witwenversorgung, die von der Waisenfürsorge unzertrennlich ist, die größte Aufmerksamkeit gewidmet würde, sowohl von seiten der Behörden wie auch von Vereinigungen allerart und von der Familie*). Mit gutem Beispiele sind die Lehrerinnen vorangegangen; sie haben ihre eigene Pensionsanstalt.

Es dürfte zu erwägen sein, ob nicht die Altersversicherung tatsächlich zu einer solchen und zugleich zu einer Witwenversorgung gemacht werden könnte, indem man den weiblichen Versicherten nicht bei ihrer Eheschließung, sondern erst mit 50 Jahren die Hälfte ihrer Einlagen (verzinst) zurückerstattete. Die Betroffenen würden dadurch möglicherweise angeregt, auch in der Ehe weiter zu „kleben“.

*) Der Reichstagsabgeordnete Trimborn machte gelegentlich der Verhandlungen über den Zolltarif den Vorschlag, den Ertrag des erhöhten Zolltarifs für die Witwen- und Waisenversorgung zu verwenden.

Nehmen wir nun das Bild des Heiratsalters von 16—50 wieder auf und fügen wir ihm dasjenige der Stufen von 50 aufwärts an (unter Weglassung der Bruchteile).

Alter 16—30	30—50	50 aufwärts
Verheiratet 29%	Verheiratet 77%	Verheiratet 49%
Ehelos ... 70%	Ehelos ... 22%	Ehelos ... 50%

In der ersten Altersklasse bis 30 Jahr beträgt der Prozentsatz der Verheirateten ein Viertel des Gesamtbestandes, in der zweiten drei Viertel, in der letzten die Hälfte. Umgekehrt steht es mit den Ehelosen. In der ersten Klasse sind drei Viertel ehelos, von 30—50 ein Viertel, von 50 ab die größere Hälfte. Es ergibt sich somit der Tatbestand, daß zwar über drei Viertel der gesamten weiblichen Bevölkerung die Ehe schließen, daß dieser Beruf aber nur in den Altersstufen von 30—50 faktisch die Mehrzahl der weiblichen Bevölkerung in Anspruch nimmt. Von 16—30 Jahr und von 50 aufwärts ist die Mehrzahl ohne ehelichen Versorger, in der ersten Periode als Ledige, in der letzten als Witwen. Zwischen diesen Altersgrenzen erheben sich die dem Eheberuf gewidmeten beiden Jahrzehnte, so daß der Eindruck des Ansteigens und Abnehmens, der Eindruck einer Kurve, entsteht. Das Diagramm auf Tafel II sucht sie zu veranschaulichen. Dieselbe Kurve im Verhältnis zu den Ehelosen veranschaulicht das Diagramm auf Tafel III.

Die Betrachtung dieses Diagramms fördert als Endergebnis der Untersuchung folgende Einsicht:

Die Frage, ob tatsächlich die Ehe der Hauptberuf der Frau im Deutschen Reiche ist, läßt sich in dieser Fragestellung weder mit ja noch mit nein, sondern nur mit einem bedingungsweisen Ja beantworten. Die Mehrzahl der Frauen gelangt zwar tatsächlich zur Ehe, aber als ein Beruf auf Lebenszeit kann die Ehe trotzdem doch nur für die Hälfte der Frauenwelt in Betracht kommen.

Tafel II: Heiratskurve des weibl. Geschlechts.

Tafel III: Verheiratete u. Ehelose des weibl. Geschlechts.

*) Ledig, verw., geschieden.

Nachstehende Aufstellung gibt die Zahlen über Familienstand und Alter der gesamten ehemündigen weiblichen Bevölkerung im Deutschen Reiche. Wir lesen von ihr ab, daß die Zahl der ledigen Ehemündigen 5 935 190 beträgt, die der Witwen 2 217 620, Summa 8 152 810. Diesen ohne ehelichen Versorger Lebenden stehen 8 725 754 Verheiratete gegenüber.

Familienstand
der ehemündigen weiblichen Bevölkerung im
Deutschen Reiche.

Alters- jahre	Zahl der weiblichen Personen	Familienstand			Jede Klasse in Verhältniszahlen		
		verheiratet	ledig	verwitwet	verh.	led.	verw.
16—20	2 112 819	43 473	2 067 977	1 369	2,06	97,88	0,06
20—30	4 307 300	1 833 503	2 439 290	34 507	42 $\frac{1}{2}$	56 $\frac{1}{2}$	1
30—40	3 412 391	2 636 314	631 729	144 348	77 $\frac{1}{4}$	18 $\frac{1}{2}$	4 $\frac{1}{4}$
40—50	2 720 664	2 065 184	322 217	333 263	76	11 $\frac{3}{4}$	12 $\frac{1}{4}$
über 50	4 325 390	2 147 280	473 977	1 704 133	49,64	10,96	39,40
über 16	16 878 564	8 725 754	5 935 190	2 217 620	52,05	34,87	13,08

Eine wichtige Frage ist nun, ob dieses Ergebnis als ein zuverlässiges Bild der Lage der deutschen Frauenwelt an der Wende des 19. Jahrhunderts angesehen werden kann, und zweitens, ob es als konstant gelten darf.

Da bei der Berufs- und Gewerbezahlung vom 14. Juni 1895 keine Umstände vorlagen, die technisch an der richtigen Erfassung der weiblichen Bevölkerung bei dieser Momentaufnahme zweifeln lassen könnten, da auch keine politischen und wirtschaftlichen Umstände dem Zählungsjahr ein besonderes Gepräge verliehen haben, so dürfen wir das Ergebnis der Zählung als ein solches betrachten, aus dem wir ein zuverlässiges Bild von der Lage des weiblichen Geschlechts gewinnen. Was die andere Frage anbetrifft, ob das Bild als konstant gelten darf, so müssen wir uns das Bild des Stromes wieder vergegenwärtigen und nun untersuchen, ob bedeutsame Umstände vor-

handen sind, die eine Veränderung für die Zukunft befürchten lassen. Hat die Untersuchung ein negatives Ergebnis, so können wir die Zahlen der vorstehenden Tabelle als konstant betrachten.

Das deutsche Volk bewegt sich in aufsteigender Linie. Die Geburten überwiegen die Sterbefälle. Das Mehr der Geburten betrug

Jahr	Prozent
1897	14,7
1898	15,6
1899	14,4
1900	13,6

Neben diesem Überschuß wird die Bevölkerungszunahme auch durch andere Umstände begünstigt. Die Auswanderung ist gering. Die Krankenversicherung wird manches junge Leben erhalten, ebenso die entwickelte Wohlfahrtspflege. Der Kampf gegen den Mißbrauch des Alkohols, gegen die Tuberkulose, gegen die Unsittlichkeit, gegen die Ausbeutung der Kinder und Mütter, die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Hygiene im Städtewesen und die Fortschritte auf medizinischem Gebiete sind ebenso viele Faktoren zur Förderung der Volksgesundheit und Volkskraft. Und sie wirken mit Erfolg. Die Bevölkerungszunahme hat zwischen den beiden Berufszählungen von 1882 und 1895 für das weibliche Geschlecht absolut ein Mehr von 3 289 759 ergeben. Davon entfallen auf das heiratsfähige Alter:

20—30	646 404
30—40	405 276
40—50	279 083
20—50	1 330 763

In wachsender Anzahl also tritt das weibliche Geschlecht in das heiratsfähige Alter ein. Steigt der Promillesatz der Eheschließungen nicht, so muß die Zahl der Ledigen von Jahr zu Jahr sich vermehren. Nur ein

stets steigender Promillesatz der Eheschließungen würde bewirken, daß die Zunahme von der Klasse der Verheirateten aufgesogen würde und die Zahl der Ledigen konstant bliebe. Sehen wir zu, ob die Zahl der Eheschließungen entsprechend zunimmt. Die folgende Aufstellung gibt darüber Aufschluß.

Jahr	Auf 1000 Einwohner kommen Eheschließungen	Jahr	Auf 1000 Einwohner kommen Eheschließungen	Jahr	Auf 1000 Einwohner kommen Eheschließungen
1868	8,9	1879	7,5	1890	8,0
1869	9,5	1880	7,5	1891	8,0
1870	7,7	1881	7,5	1892	7,9
1871	8,2	1882	7,7	1893	7,9
1872	10,3	1883	7,7	1894	7,9
1873	10,0	1884	7,8	1895	8,0
1874	9,5	1885	7,9	1896	8,2
1875	9,1	1886	7,9	1897	8,4
1876	8,5	1887	7,8	1898	8,4
1877	8,0	1888	7,8	1899	8,6
1878	7,7	1889	8,0	1900	8,5

Wir sehen, der Promillesatz schwankt zwischen 7 und 8. Nur in den ersten Jahren nach dem Kriege schnellte er empor, um innerhalb vier Jahre wieder auf den früheren Stand zurückzusinken. Von 1882 bis 1895 stieg die Zunahme der Eheschließungen von 7,7 auf 8,0, also um 0,3, auf 1000 Einwohner. Diese Zunahme ist so klein, daß wir zu der Vermutung kommen, sie bewältige die Zunahme der Bevölkerung nicht. Eine genaue Vorstellung gewinnen wir aber nicht, da sich der Promillesatz auf 1000 „Einwohner“ und nicht auf 1000 ehemündige Personen bezieht. Wir können aber an der Hand der Angaben des statist. Jahrbuchs von 1902 genauere Zahlen gewinnen. Seite 11 des genannten Jahrbuchbandes gibt die absoluten Zahlen der Eheschließungen von 1882—1895. Da wir für eben diese 12 Jahre die Zunahme der ehemündigen weiblichen Bevölkerung kennen, so können wir feststellen, ob in diesem Zeitraum die Zunahme an ehemündiger weiblicher Bevölkerung in die

Klasse der Verheirateten eingerückt ist oder nicht. Im Jahre 1882 betrug die Zahl der Eheschließungen 350 457. Diese Zahl konstant genommen, würde in 12 Jahren die Summe von 4 205 484 Eheschließungen ergeben. Was darüber ist, ist die Zunahme an Eheschließungen. Nun betrug die Gesamtzahl der Eheschließungen in den 12 Jahren nicht 4 205 484, sondern 4 596 021, mithin ergibt sich eine Zunahme von 390 537. Dieser Zunahme an Eheschließungen steht nun aber eine absolute Zunahme an weiblichen Ehemündigen von 1 330 763 gegenüber. Hätte das prozentuale Verhältnis der ledigen Ehemündigen zu den Verheirateten dasselbe bleiben sollen wie im Jahre 1882, so hätte die Zunahme der Eheschließungen nicht 390 537, sondern 1 330 763 betragen müssen. Da sie nur 390 537 betrug, so sind von der absoluten Zunahme der Ehemündigen nur 390 537 in die Klasse der Verheirateten eingerückt, 940 226 aber ledig geblieben. In 12 Jahren wurde die Zahl der Ledigen einzig aus der Zunahme der Bevölkerung heraus (also von der konstanten vorhandenen Zahl abgesehen) um 940 000 vermehrt, d. h. um so viel, wie die ganze weibliche Bevölkerung Badens ausmacht.

Die Verschiebung des Verhältnisses zwischen Verheirateten und Unverheirateten kommt zum Ausdruck in der vergleichenden Aufstellung auf Seite 158 im ersten Teil der Berufszählung von 1895.

Weibliche Personen	1882	1895
Verheiratet	33,46%	33,32%
Nicht verheiratet	66,54%	66,68%

Wir sehen, der Prozentsatz der Verheirateten hat ab-, der der Unverheirateten zugenommen. Wenn der Text zu dieser Aufstellung bemerkt, „die Differenz sei nicht der Rede wert und könne auf Zählungsfehlern beruhen,“ — so dürfte man mit größerer Wahrscheinlichkeit schließen, daß ein Rechenfehler im umgekehrten Sinne vorliegt, und die Differenz in Wirklichkeit größer ist, als sie hier er-

scheint. Jedenfalls ist sie der allergrößten Beachtung wert. Die Annahme erscheint nicht unwahrscheinlich, daß das Bild von der Lage des weiblichen Geschlechts, wie die Berufszählung von 1895 es darstellt, kein konstantes ist, sondern daß vielmehr Grund zu der Befürchtung vorliegt, die Zahl der Ledigen, auf Selbständigkeit Angewiesenen, werde sich nicht nur absolut, der Bevölkerungszunahme entsprechend, sondern auch prozentual auf Kosten des Prozentsatzes der Verheirateten vermehren und dadurch die Lage des weiblichen Geschlechts immer schwieriger gestalten.

D. Der Anteil des ehemündigen weiblichen Geschlechts an der Erwerbstätigkeit.

Bisher haben wir die Möglichkeit der tatsächlichen Häufigkeit der Versorgung des weiblichen Geschlechts mit Unterhalt und Lebensinhalt durch die Ehe untersucht. Jetzt fragen wir nach der erwerbenden Tätigkeit des weiblichen Geschlechts. Es handelt sich dabei nicht um einen volks-, sondern privatwirtschaftlichen Gesichtspunkt, nicht um die Frage, welchen Anteil das weibliche Geschlecht an der produktiven Arbeit der Nation hat, sondern wie es satt wird, wie es seinen Lebensunterhalt und auch Lebensinhalt gewinnt. Als erwerbstätig werden deshalb hier alle die gezählt, die durch ihren Hauptberuf Geld verdienen, deren Haupttätigkeit die Mittel zu ihrem Unterhalt verschafft. Daß die häuslichen Dienstboten in diesem Sinne zu den Erwerbstätigen gehören, ist selbstverständlich, sie sind daher durchgehends unter den Erwerbstätigen mitverstanden. Nebenerwerb ist nicht berücksichtigt.

Aus dem vorigen Kapitel haben wir den Eindruck mit hinweg genommen, daß die Ehe nur während zweier Jahrzehnte das weibliche Geschlecht zu drei Vierteln in Anspruch nimmt, daß bis zum 30. Jahre beinahe drei Viertel (70%) ledig sind, und daß vom 50. Jahre ab wieder die Hälfte ehelos ist. Wir werden sehen, ob sich dieser Eindruck einer Kurve in der Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts widerspiegelt, d. h. ob sich ein Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Eheschließung und der Erwerbstätigkeit erkennen läßt.

Wir haben im ganzen 6 578 350 weibliche erwerbstätige Personen, einbegriffen Dienstboten. Das heißt, ein Viertel der weiblichen Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches ist hauptberuflich erwerbstätig (24,96%). Diese Gruppe der Erwerbstätigen gliedert sich nach dem Familienstande so:

Ledig	{ bis 16 Jahr	605 113
	{ ehemündig	3 940 711
Verheiratet		1 057 595
Verwitwet		974 931
		<hr/> 6 578 350

Das Verhältnis dieser drei Familienstandsgruppen zu den entsprechenden Gruppen der ehemündigen weiblichen Gesamtheit zeichnet die folgende Aufstellung:

		%
Verheiratet überhaupt . . .	8 784 508	
davon erwerbstätig	1 057 595	12,04
Witwen überhaupt	2 208 579	
davon erwerbstätig	974 931	44,14
Ledige überhaupt	5 885 853	
davon erwerbstätig	3 940 711	66,95

Wir beschränken unsere Aufmerksamkeit auf die Erwerbstätigen.

Im Anschlusse an die Einteilung des vorigen Abschnittes scheidet für uns die noch nicht ehemündige Bevölkerung mit 605 113 aus. Nach Abzug dieser Altersklassen bleiben uns 5 973 237 ehemündige weibliche Personen, die eine Erwerbstätigkeit ausüben. Wir betrachten sie nach Altersklassen im Anschlusse an die Gliederung des vorigen Abschnittes.

Die Altersjahre von 16—20 geben folgendes Bild:

Altersklasse 16—20		%
Hauptberuflich Erwerbstätige	1 400 216	66,27
Nicht hauptberuflich erwerbende Angehörige		
und beruflos Selbständige	712 603	33,73
	<hr/> 2 112 819	100

In diesem frühen Alter leben rund 66%, zwei Drittel der weiblichen Bevölkerung, von eigenem Erwerb, nur ein Drittel wird von der Familie erhalten oder lebt vom eigenen Vermögen oder Rentenbezug. Von jedem Hundert dieser jugendlichen Altersklasse erhalten mithin 66 Personen sich selbst und nur rund 33 sind versorgt. Von diesen 33 Versorgten vom Hundert sind je 32 Angehörige und 1 Person beruflos selbständig. In genauen Zahlen:

Altersklasse 16—20		%
Angehörige	681 384	32,26
Beruflos Selbständige	31 219	1,47
	712 603	33,73

Wo die 1 400 216 Erwerbstätigen ihr Brot suchen, sagt die folgende Aufstellung:

Alter	Land- wirt- schaft	Industrie	Han- del	Lohn- ar- beit*)	Freie Be- rufe**)	Dienst- boten	Summa
16—20	528 812	329 221	99 529	28 707	12 177	401 770	1 400 216

Landwirtschaft, Dienstbotenberuf und Industrie nähren die meisten weiblichen Arbeiter; den geringsten Zuspruch findet in dieser Altersklasse der Stand der freien Berufe und der Lohnarbeit wechselnder Art. Für diese letzte Arbeit fehlt noch Übung und Erfahrung, für die „freien Berufe“ Vorbildung und Reife.

Die folgende Altersklasse von 20—30 hatte uns in dem vorhergehenden Kapitel ein verändertes Bild von der Heiratshäufigkeit gezeigt. Während von 16—20 Jahren rund 20 Mädchen von 1000 heiraten, heiraten von 20—30 rund 425 von Tausend.

*) Lohnarbeit wechselnder Art von weiblichen Personen, die nicht im Hause der Herrschaft leben, Aufwarte-, Putzfrauen, Ausgängerinnen.

**) Freie Berufe und öffentlicher Dienst: Anstaltsaufseherinnen, Personen in Anstalten für religiöse Zwecke, Lehrerinnen, Erzieherinnen, Ärztinnen, Hebammen, Krankenpflegerinnen, Sekretärinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen.

Durch Verheiratung scheidet aber immer eine Anzahl der weiblichen Erwerbstätigen aus dieser Bevölkerungsgruppe aus und geht zur Gruppe der nicht hauptberuflich erwerbenden Familienangehörigen über. Es ist demnach anzunehmen, daß in der Altersklasse von 20—30 der Prozentsatz der Erwerbstätigen zugunsten der Angehörigen abnimmt. Daß diese Annahme zutrifft, zeigt die folgende Aufstellung:

Altersklasse 20—30		%
Hauptberuflich Erwerbstätige	1 978 439	45,93
Angehörige und beruflos Selbständige	2 328 861	54,07
	4 307 300	100

Der Prozentsatz der Erwerbstätigen ist von rund 66 auf 45% zurückgegangen, der der Angehörigen entsprechend gestiegen. In dieser Altersklasse sind also nur noch 45 von 100 Personen hauptberuflich erwerbstätig, die größere Hälfte des Bestandes zählt zu den Versorgten. Der Eheberuf macht seine Forderungen geltend. Daß er jedoch die Erwerbstätigkeit im Hauptberufe keineswegs ausschließt, wird die Statistik uns später sagen, immerhin pflegt die Eheschließung zunächst ein Aufgeben der Erwerbstätigkeit im Hauptberuf zur Folge zu haben, und somit den Übergang aus der Gruppe der Erwerbstätigen in die der nicht beruflich erwerbenden Angehörigen zu bewirken.

Die Erwerbstätigen dieser Altersklasse verteilen sich so:

Alter	Land- wirt- schaft	Industrie	Handel	Lohn- arbeit	Freie Be- rufe	Dienst- boten	Summa
16—20	528 812	329 221	99 529	28 707	12 177	401 770	1 400 216
20—30	710 519	494 930	159 901	47 141	57 377	508 571	1 978 439

Wie in der vorigen Altersklasse nähren Landwirtschaft, Dienstbotenberuf und Industrie absolut die meisten weiblichen Arbeiter. Den verhältnismäßig stärksten Zu-

wachs aber hat die Klasse der freien Berufe und des öffentlichen Dienstes, die ihren Bestand nahezu verfünffacht hat.

Die Altersklasse 30—40 wies in bezug auf die Heiratshäufigkeit eine bedeutende Steigerung auf. Nur 18½% sind ledig, die anderen verheiratet oder verheiratet gewesen. Der Prozentsatz der Witwen beträgt noch nicht 5. Diese Klasse bedeutet den Höhepunkt des Anteils am Eheberuf für das weibliche Geschlecht. Dementsprechend wird die Erwerbstätigkeit hier ihr Minimum erreichen.

Das Zahlenbild der Altersklasse soll uns bezeugen, daß diese Annahme zutrifft.

Altersklasse 30—40		%
Hauptberuflich Erwerbstätige	816 453	23,92
Angehörige oder beruflos Selbständige	2 595 938	76,08
	3 412 391	100

Der Prozentsatz der Erwerbstätigen ist von 45 auf 23 gesunken, der der Angehörigen um dieselbe Zahl gestiegen. Von 100 weiblichen Personen dieses Alters verdienen mithin nur rund 23 in Geld ihren Lebensunterhalt, rund 76 werden versorgt.

Die Erwerbstätigen dieser Altersklasse verteilen sich wie folgt:

Alter	Landwirtschaft	Industrie	Handel	Lohnarbeit	Freie Berufe	Dienstboten	Summa
20—30	710 519	494 930	159 901	47 141	57 877	508 571	1 978 439
30—40	332 364	222 751	84 224	31 677	43 666	101 771	816 453

Der Vergleich mit der vorhergehenden Klasse ergibt, daß der Dienstbotenberuf die stärkste Einbuße erlitten hat, rund vier Fünftel (406 800) haben ihm den Rücken gekehrt. Wir gehen schwerlich in der Annahme fehl, daß die 406 800 weiblichen Dienstboten zunächst durch Heirat in die Gruppe der Angehörigen eingetreten sind. Dieser Umstand erklärt sich einerseits daraus, daß die

weiblichen Dienstboten infolge ihrer häuslichen Tüchtigkeit besonders begehrte Heiratskandidatinnen sind, andererseits, daß die Eheschließung die Dienstboten in der Regel zwingt, ihren Beruf aufzugeben. Ein Dienstmädchen, das sich verheiratet, bleibt im allgemeinen nicht im Hause der Herrschaft.

Die Landwirtschaft hat über die Hälfte der Arbeiterinnen verloren. Die geringste Abnahme ist in der Gruppe der freien Berufe zu verzeichnen. Diese Berufe stellen die geringste Anzahl Ehe кандидатinnen.

Die Altersklasse 40—50 hatte ihr charakteristisches Gepräge im vorigen Kapitel durch den Umstand erhalten, daß zwar der Prozentsatz der Ledigen auf 11 sinkt, der der Witwen aber sich um 1% darüber erhebt, so daß die Zahl der Witwen die der Ledigen übersteigt und die wirtschaftliche Lage des weiblichen Geschlechts dadurch beeinträchtigt wird.

Es liegt auf der Hand, daß viele Witwen genötigt sein werden, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen und somit in die Gruppe der Erwerbstätigen zurückkehren. Sehen wir die Zahlen darauf an.

Altersklasse 40—50		%
Hauptberuflich Erwerbstätige	688 217	25,30
Angehörige und beruflos Selbständige	2 032 447	74,70
	2 720 664	100

Die Vermutung bestätigt sich. Der Prozentsatz der Erwerbstätigen ist von 23 auf 25 gestiegen, der der Angehörigen von 76 auf 74 gefallen.

Welche Erwerbsquellen werden von diesen 25% bevorzugt?

Alter	Landwirtschaft	Industrie	Handel	Lohnarbeit	Freie Berufe	Dienstboten	Summa
30—40	332 364	222 751	84 224	31 677	43 666	101 771	816 453
40—50	318 973	167 443	84 221	38 321	29 147	50 112	688 217

Absolut gestiegen — um 7000 — ist nur die Abteilung der Lohnarbeit wechselnder Art. Sie ist hauswirtschaftliche Arbeit und der Frau vom eigenen Herde und vom Dienstbotenberufe her geläufig, ohne Gebundenheit im Hause des Arbeitgebers mit sich zu bringen. Der Dienstbotenberuf hat in dieser Altersklasse wieder die Hälfte seines Bestandes eingebüßt. Neben der Abteilung Lohnarbeit ist es nur noch die Gruppe „Handel und Verkehr“, die ihren Bestand erhalten hat. Hier dürfte neben Stellenvermittlung in erster Linie das kleine Ladengeschäft in Betracht kommen. Es gestattet Erwerb im eigenen Heim ohne Aufgabe der Selbständigkeit.

Die letzte Klasse, die wir im vorigen Kapitel unterschieden hatten, faßte alle Altersstufen von 50 aufwärts zusammen in der Annahme, daß von 50 an die Eheschließung eine Ausnahme bildet.

Diese letzte Klasse bot ein betrübendes Bild mit der Tatsache, daß die Hälfte des weiblichen Geschlechts wieder auf sich angewiesen ist. Der Prozentsatz der Ledigen zwar sinkt sogar noch von $11\frac{3}{4}$ auf $10,96$, aber dafür steigt der Prozentsatz der Witwen auf die erschreckende Höhe von $39,40$. Ist dies Bild uns gegenwärtig, so überrascht uns um so mehr ein Blick auf die Erwerbsverhältnisse dieser Klasse.

Altersklassen 50 aufwärts		%
Hauptberuflich Erwerbstätige	1 089 912	$25,20$
Angehörige und beruflos Selbständige	3 235 478	$74,80$
	4 325 390	100

Die Größe der absoluten Zahlen ist erklärlich, da mehrere Jahrzehnte zusammengezogen sind. Wohl aber überraschen die Verhältniszahlen, die nicht nur keine Vermehrung der Erwerbstätigkeit erkennen lassen, sondern sogar noch eine, wenn auch ganz minimale Abnahme der Erwerbstätigen, deren Satz von $25,30$ auf $25,20$ gesunken ist. Dieser Umstand erscheint nicht glaubhaft angesichts der Tatsache, daß von 50 Jahren an die Hälfte

des weiblichen Geschlechts wieder allein steht. Augenscheinlich lassen sich die Altersklassen von 50 aufwärts wohl unter dem Gesichtspunkte der Ekehäufigkeit, aber nicht unter dem der Erwerbstätigkeit zusammenfassen.

Je weniger manche Witwe mit 50 Jahren an eine zweite Heirat denken kann, desto energischer wird sie an Beginn oder Wiederaufnahme einer Erwerbstätigkeit denken müssen. Wir müssen deshalb auf Kosten der Einheitlichkeit hier von dem Schema des vorigen Kapitels abgehen und die zusammengezogenen Klassen ab 50 auseinanderziehen. Dann ergibt sich folgendes Bild:

Alters- klasse	Hauptberuf. Erwerbstätige		Angehörige		Beruflos Selbständige	
		⁰ / ₀		⁰ / ₀		⁰ / ₀
40—50	688 217	25, ³⁰	1 980 431	70, ⁹³	102 016	3, ⁷⁵
50—60	615 256	28, ⁴⁸	1 366 368	63, ²⁴	178 987	8, ²⁸
60—70	352 703	25, ⁵⁵	763 727	55, ³⁴	263 799	19, ¹¹
über 70	121 953	15, ⁵⁵	368 270	46, ⁹⁴	294 327	37, ⁵¹

Wir sehen, daß in der Tat von 50—60 der Prozentsatz der Erwerbstätigen plötzlich um $3,18$ steigt und reimen uns diesen Umstand nun mit dem andern, daß von 50 ab die Ziffer der Witwen steigt. Von 60—70 ist das Bild schon wieder günstiger. 3% sind wieder aus der Gruppe der Erwerbstätigen ausgeschieden, und sie sind nicht in die Gruppe der Angehörigen (— etwa als Almosenempfängerinnen —) übergegangen, sondern wir finden sie zahlenmäßig in der Klasse der beruflos Selbständigen wieder, deren Prozentsatz jetzt emporschnellt von 8 auf 19. Die Verhältniszahl dieser Bevölkerungsgruppe verdoppelt sich von 50 ab. Während von 40—50 nur $3,75$ von Hundert beruflos selbständig sind, steigt der Satz von 50—60 auf $8,28$. Ist die Verdoppelung an dieser Stelle vorwiegend dadurch zu erklären, daß wohlhabende Witwen aus der Gruppe der Angehörigen in die der beruflos Selbständigen übergehen, so dürfte das Emporschnellen des Prozentsatzes der beruflos Selbständigen

in den Altersklassen von 60 an vorwiegend auf die Zuwanderung aus der Gruppe der Erwerbstätigen zu schieben sein, deren Bestand in den gleichen Altersjahren entsprechend abnimmt. In der letzten Altersklasse sinkt der Prozentsatz der Erwerbstätigen um 10, der der Angehörigen um 9. Auch diese 19% finden wir in der um ebendenselben Prozentsatz gestiegenen Gruppe der beruflos Selbständigen wieder. Schwerlich verfallen wir einem unhaltbaren Optimismus, wenn wir diese Verschiebung als eine Wirkung der Rentengesetzgebung ansehen, die einen tröstlichen Schimmer auf das trübe Bild dieser Altersjahre fallen läßt. Ebendiesen Eindruck erweckten bereits die auf Seite 64 angeführten Angaben der Volkszählung von 1900 über den Bestand der Altersjahre von 60 aufwärts.

Wo finden nun die Erwerbstätigen vom 50. Jahr aufwärts ihr Brot?

Alter	Land- wirt- schaft	Industrie	Handel	Lohn- arbeit	Freie Be- rufe	Dienst- boten	Summa
40—50	318 973	167 443	84 221	38 321	29 147	50 112	633 217
50 aufwärts	588 749	201 760	126 158	72 521	32 817	67 907	1 089 912

Wir sehen, daß in allen Berufsarten die Zahlen absolut gestiegen sind. Das erklärt sich nicht nur daraus, daß mehrere Jahrzehnte zusammengezogen sind, sondern auch daraus, daß der Prozentsatz der Erwerbstätigen von 50—60 um rund 3% steigt. Den meisten Zuspruch hat verhältnismäßig die Abteilung Lohnarbeit wechselnder Art gefunden, auch Landwirtschaft und Handel haben noch einen hohen Bestand aufzuweisen. Die geringste Verwendung für Greisinnen bietet der Dienstbotenberuf.

Das Diagramm auf Tafel IV veranschaulicht den Anteil der Altersklassen an der Erwerbstätigkeit. Der Anteil fällt und hebt sich wieder, so daß auch hier der

Tafel IV: Erwerbskurve des weibl. Geschlechts.

Tafel V: Erwerbstätige und Angehörige weibl. Geschlechts.

Eindruck einer Kurve entsteht und wir, wie von einer Heiratskurve, so auch von einer Erwerbskurve sprechen können.

Schauen wir das Bild der weiblichen Erwerbstätigen in Verbindung mit den Familienangehörigen noch einmal zusammenhängend an:

Von 100 Personen der bezeichneten Altersklassen entfallen auf die
 hauptberuflich Erwerbstätigen | Angehörigen und beruflos
 | Selbständigen

der weiblichen Bevölkerung			
Altersklassen	%	%	
16—20	66, ²⁴	33, ⁷⁶	100
20—30	45, ⁹³	54, ⁰⁷	100
30—40	23, ⁹²	76, ⁰⁸	100
40—50	25, ³⁰	74, ⁷⁰	100
50—60	28, ⁴⁸	71, ⁵²	100
60—70	25, ⁵⁰	74, ⁵⁰	100
über 70	15, ⁵⁵	84, ⁴⁵	100

Die Wechselbeziehung zwischen den beiden Tabellenhälften ist unverkennbar. Die linke Hälfte setzt hoch ein, fällt nach der Mitte zu ab und erhebt sich noch einmal, um bis auf 15% zu sinken; die rechte Hälfte setzt niedrig ein, steigt nach der Mitte zu, fällt wieder und steigt bis auf 84%.

In dem Diagramm auf Tafel V tritt diese Wechselbeziehung vor Augen; es zeigt die uns schon bekannte Erwerbskurve in Verbindung mit den nicht hauptberuflich erwerbenden Familienangehörigen.

Wollen wir der Einheitlichkeit wegen das Bild in denselben Rahmen zu fassen suchen, wie das der Ehehäufigkeit, so müssen wir die Altersjahre auf die drei Klassen von 16—30, 30—50 und 50 aufwärts reduzieren.

Diese Zusammenfassung gibt folgendes Bild:

Von 16—30 Jahren ist der Prozentsatz der Erwerbstätigen am höchsten: 56,¹⁰.

Von 30—50 steht er am tiefsten: 24,⁶¹.

Von 50 aufwärts steigt er anfangs wieder auf 25,²⁰.

Wir haben auch in dieser Fassung unverkennbar den Eindruck einer Kurve, und zwar einer, die der Kurve der Heiratshäufigkeit entgegengesetzt ist. Es ist von Belang, uns diesen Umstand zu vergegenwärtigen: In der Altersklasse 16—20 setzt die Heiratskurve niedrig ein mit 2%, die Erwerbskurve hoch mit 66%. Die Heiratskurve erreicht zwischen 30 und 40 ihr Maximum mit 77%, die Erwerbskurve ihr Minimum mit 23%. Von 50 ab sinkt die Heiratskurve bis auf 49, die Erwerbskurve steigt noch einmal bis auf 28%. (Siehe das Diagramm auf Tafel VI.)

Die Beziehung der beiden Kurven zueinander ist unverkennbar, ja die Gegensätzlichkeit ist eine so regelmäßige, daß man von einem umgekehrten Verhältnisse sprechen kann. Je höher die Heiratskurve steigt, desto niedriger ist die Zahl der Erwerbstätigen — und umgekehrt.

Dies umgekehrte Verhältnis bezieht sich aber nur auf die Höhe der beiden Zahlen der Erwerbstätigen und der Eheschließungen. Es ist nicht etwa so zu verstehen, als ob Eheberuf und Erwerbstätigkeit einander ausschließen. Wir haben im Gegenteil in jeder Altersklasse der ehemündigen weiblichen Erwerbstätigen Verheiratete, wie die gesonderte Betrachtung der Erwerbstätigen nach dem Familienstande uns gleich zeigen wird. Diese Tatsache ist satzungsbekannt. In der sozialpolitischen Literatur stoßen wir immer wieder auf die Frage: „Wie kann die verheiratete Fabrikarbeiterin der Familie zurückgegeben werden?“ Es ist bekannt, daß in der ländlichen Arbeiterschaft manche Ehen von vornherein in der Annahme zustande kommen, daß in dem Arbeitsverhältnis der Frau, und damit an der Einnahme, nichts sich ändert. In der Fabrikarbeiterklasse scheidet zwar meistens die Frau aus ihrem Arbeitsverhältnisse aus und sucht leichte Heimarbeit, wenn sie etwas anderes gelernt hat, als die wenigen zu ihrer spezialisierten Arbeit nötigen

Tafel VI: Heiratskurve. ■

Erwerbskurve. ■

Handgriffe. Wächst aber die Familie schnell, so reicht die Einnahme häufig nicht mehr aus, und dann muß die Frau „zuverdienen“, bis die Kinder in die Fabrik gehen. Arbeiterinnen, die zwischen 16 und 30 Jahr die Ehe geschlossen hatten und 1890 zu den Angehörigen gezählt sind, sind wahrscheinlich 1895 bei der Berufs- und Gewerbezahlung schon wieder in der Gruppe der Erwerbstätigen gezählt worden. Vergegenwärtigen wir uns diese Umstände neben der Tatsache, daß die handarbeitenden Klassen die zahlreichsten sind, und daß sie am leichtesten zur Eheschließung schreiten, so werden wir zu der Annahme geführt, daß unter den Erwerbstätigen die Zahl der verheirateten Erwerbstätigen von 30—50 steigen wird. Dieser Umstand widerspricht in nichts dem früheren Befunde, daß die Heirats- und Erwerbskurve einander entgegengesetzt sind, daß die Erwerbstätigkeit von 30 bis 40 ihren Tiefstand, die Heiratshäufigkeit ihren Höhepunkt erreicht. Diese Feststellung hatte sich ergeben aus dem Vergleich der Erwerbstätigen mit den nichterwerbenden Angehörigen, aus den Verhältniszahlen der Erwerbstätigen zur Gesamtbevölkerung. Auch diese frühere Feststellung werden wir bestätigt finden, wenn wir die Erwerbstätigen unter sich nach dem Familienstande aufteilen, und zwar in der Abnahme der Totalsumme nach dem mittleren Alter zu. Überzeugen wir uns davon durch folgende Tabelle:

Die ehemündigen weiblichen Erwerbstätigen nach Familienstand in drei Altersklassen

Altersklassen	Total	Absolute Zahlen		Verhältniszahlen			
		Verheiratet	Ledig	Verw.	Verheirat.	Ledig	Verw.
16—30	3 378 655	225 724	3 130 332	22 599	6, ⁶⁸	92, ⁶⁵	0, ⁶⁹ 100
30—50	1 504 670	579 255	591 369	334 046	38, ⁴⁹	39, ³⁰	22, ²⁰ 100
über 50	1 089 912	252 616	219 010	618 286	23, ¹⁸	20, ⁰⁹	56, ⁷³ 100
Summa	5 973 237	1 057 595*)	3 940 711	974 931	17, ⁷¹	65, ⁹⁷	16, ³² 100

*) Auf Seite 159 Teil I der Berufs- und Gewerbestatistik finden sich zwei verschiedene Angaben über die Anzahl der verheirateten

Die Totalsumme vermindert sich bedeutend nach der Mitte zu. Wenn das Wiederanschwellen hier nicht zum Ausdruck kommt, so liegt es an dem Fehlen des Vergleichungspunktes. Absolut nehmen die Jahresbestände auch der Erwerbstätigen nach oben ab, verhältnismäßig, d. h. im Vergleich zu den „Angehörigen“, nehmen die Erwerbstätigen von 50—60 Jahr wieder zu (von 25,³⁰ bis auf 28,⁴⁸%, S. 91).

Betrachten wir nun die 5 973 000 weiblichen Erwerbstätigen nach dem Familienstande.

Wir sehen den Stand der Ledigen von 16—30 mit dem höchsten vorhandenen Bestande vertreten. Auch unter den Verhältniszahlen rangiert diese Ziffer mit 92% an erster Stelle. In der nächsten Altersklasse von 30—50 vermindert sich der Prozentsatz fast um die Hälfte. Von 50 ab sind die drei Millionen auf eine Viertelmillion reduziert. In der jüngsten Altersklasse wird also die Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts vorwiegend von Ledigen getragen; ihre Zahl schmilzt aber allmählich auf ein Vierzehntel zusammen. In der mittleren Altersklasse 30—50 fehlen bereits fünf Sechstel, sie werden überwiegend durch Verheiratete ersetzt, die hier 38,⁴⁹% des Bestandes stellen, während die Witwen 22,²⁰% ausmachen. In der letzten Altersklasse stehen mit 56,⁷³ die Witwen obenan, deren Anzahl von 50 aufwärts, neben jener der Ledigen von 16—30, die höchste absolute Ziffer darstellt: 618 000.

Erwerbstätigen. In dem oberen Zahlenbände heißt es in der Spalte „verheiratet“:

Erwerbstätige	1 046 381
Dienende	11 272
Summa	1 057 653

Dieselben beiden Posten aus den Zahlenbändern der drei Altersklassen gleich darunter zusammengezogen ergeben 1 057 595. Die Differenz beträgt 58. Da das letztere der beiden Ergebnisse mit den früheren Zahlen stimmt, habe ich es beibehalten und die in der obersten Reihe zuviel gezählten 58 Verheirateten den Dienstboten abgezogen.

Die Witwen setzen gleich von 16—30 Jahren mit 22000 ein, die Verheirateten mit 225000, Zahlen, die da zeigen, daß in den handarbeitenden Klassen das frühe Heiratsalter bevorzugt wird. Die Zahl der Verheirateten steigt von 30—50 Jahren auf 579 000, schwillt also um mehr als das Doppelte an. Alle die oben erwähnten Arbeiterfrauen strömen ein, die genötigt sind, zuzuverdienen, oder gar an Stelle des Mannes allein zu verdienen. Dazu kommen noch die Heiratenden, die auf ihr Arbeitsverhältnis hin die Ehe schließen. Von 50 ab verringert sich die Zahl der Verheirateten wieder beträchtlich, sie räumen den Witwen den Platz. Von dieser Altersgrenze ab ruht die weibliche Erwerbstätigkeit hauptsächlich auf Witwen, d. h. auf Personen, die früher einen andern Hauptberuf hatten und einer andern Bevölkerungsgruppe angehörten, auf Frauen, die entweder nachträglich zur Erwerbstätigkeit übergehen oder, wenn sie in jungen Jahren dieser Gruppe angehörten, doch erst nach längerer oder kürzerer Pause wieder hauptberuflich erwerbstätig werden. In der Minderzahl dürften die Ehefrauen sein, die ihr Leben lang hauptberuflich erwerbstätig geblieben sind, deren Verheiratung an ihrem Arbeitsverhältnis nichts geändert hat, und deren Verwitwung ihr Erwerbsleben daher nicht weiter berührt.

Im allgemeinen ergibt die Betrachtung, daß die weibliche Erwerbstätigkeit keine ruhig - beharrliche ist, vielmehr daß sie im großen und ganzen der Nachhaltigkeit entbehrt. Sie erfolgt mehr episodisch, denn sie wird wesentlich von der Eheschließung beeinflusst. Das Weib geht nicht, wie der Mann, ein dauerndes, meist lebenslängliches Bündnis mit der erwählten Erwerbstätigkeit ein, es hat vielmehr zwei Eisen im Feuer, neben der Erwerbstätigkeit den Hausmutterberuf. Sein Leben ist dualistisch gespalten. Das geht schon aus dem Umstande hervor, daß die Erwerbstätigkeit in jungen Jahrgängen von Ledigen, später von Witwen getragen

wird, somit von denen, die noch nicht, und von denen, die nicht mehr verheiratet sind.

Wie die Gruppierung nach dem Familienstande in einzelnen Berufen sich darstellt, zeigt die nebenstehende Tabelle (S. 99).

Daß die meisten weiblichen Erwerbstätigen in der Landwirtschaft sich nähren, hörten wir schon; rund $2\frac{1}{2}$ Millionen finden dort ihr Brot. Die Landwirtschaft weist mit 24,82% die meisten Verheirateten auf. Rund ein Viertel der weiblichen Erwerbstätigen in dieser Berufsgruppe ist verheiratet. Nach der Landwirtschaft ist es der Handel, der prozentual die meisten Verheirateten zählt. Wir erklärten uns das Einströmen in diese Gruppe im späteren Alter bereits dadurch, daß das kleine Ladengeschäft hier in erster Linie in Frage kommt, das selbständigen Erwerb ohne Trennung vom Hause gestattet. Derselbe Umstand erklärt es, daß in diesem Berufe der Prozentsatz der Witwen ebenso stark ist wie der der Verheirateten.

An dritter Stelle steht mit 17,70% Verheirateten die Industrie, die nach der Landwirtschaft die meisten weiblichen Personen beschäftigt, an vierter Stelle die Lohnarbeit wechselnder Art, die als nächstliegender Beruf der Hausfrauen von den Witwen in Städten am häufigsten ergriffen wird. 38% der in diesem Berufe beschäftigten Frauen sind Witwen.

Wir finden die meisten Ledigen bei den Dienstboten und den freien Berufen, die meisten Verheirateten in Landwirtschaft und Handel, die meisten Witwen in der Lohnarbeit wechselnder Art und im Handel.

Die folgende Tabelle (S. 101) gibt zum Schluß noch einmal eine Übersicht über die ehemündigen weiblichen Erwerbstätigen, gegliedert nach Alter, Beruf und Familienstand.

Welche Aussichten ergeben sich nun für die Zukunft? Läßt sich annehmen, daß die Bevölkerungsgruppe der

Die ehemündigen weiblichen Erwerbstätigen nach Familienstand und Beruf

Beruf	Absolute Zahlen			Verhältniszahlen			
	Total	Verheiratet	Ledig	Verwitwet	Verheir.	Ledig	Verwitw.
Landwirtschaft.	2 479 417	615 301	1 377 787	486 329	24,82	55,57	19,61
Industrie . . .	1 416 105	250 666	943 805	221 634	17,70	66,65	15,65
Handel	554 033	129 176	298 391	126 466	23,32	53,86	22,83
Lohnarbeit . .	218 367	28 595	106 768	83 004	13,09	48,89	38,01
Freie Berufe . .	175 184	22 643	134 351	18 190	12,93	76,69	10,38
Dienstboten . .	1 130 131	11 214	1 079 609	39 308	0,99	95,52	3,48
Summa	5 973 237	1 057 595	3 940 711	974 931	17,71	65,97	16,32

7 *

weiblichen Erwerbstätigen zunimmt, abnimmt oder sich behauptet? Am Schlusse des vorigen Abschnittes kamen wir zu der Ansicht, daß die Häufigkeit der Eheschließung mit dem Wachstum der Bevölkerung nicht Schritt gehalten hat, und daß keine Anzeichen vorliegen, die dafür sprächen, daß in der nächsten Zukunft dieser Zuschnitt sich ändern wird. Bei der Wechselbeziehung zwischen Ehefrequenz und Erwerbstätigkeit wird uns mithin der Schluß nicht geschenkt, daß, wenn die Ekehäufigkeit abnimmt, die Erwerbstätigkeit zunimmt. Ein genau umgekehrtes Verhältnis kann selbstverständlich nicht angenommen werden. Erstens schließen Heirat und Erwerbstätigkeit einander keineswegs aus, wie wir gesehen haben, ja bei sinkender Konjunktur kann gerade eine gesteigerte Eheschließung zu gesteigerter Erwerbstätigkeit der weiblichen Bevölkerung führen, indem neben die Ledigen, die Brot suchen, die Verheirateten treten, die Brot für sich und ihre Kinder suchen. Zweitens sprechen andere Einwirkungen mit. Der weibliche Bevölkerungsanteil steht nicht nur im Zeichen der Heirat; andere Sternbilder wirken richtunggebend auf den Kurs ein. Bei wachsendem Reichtum der Bevölkerung wird auch die Gruppe der beruflos Selbständigen und in ihr die Zahl der Rentnerinnen wachsen, ebenso wie die Gruppe der nicht erwerbenden Angehörigen und in dieser die Zahl der dilettantismusfrohen Haustöchter, die in wohlhabenden Familien das Dasein der Lilie auf dem Felde führen; sie nähen nicht und spinnen nicht, und ihre Väter nähren sie doch.

Daß die veränderten Arbeitsverhältnisse unserer Zeit die Arbeit des weiblichen Geschlechts durchgreifend verändert haben, bedarf keines weiteren Hinweises. Von rund sechs Millionen erwerbender Frauen erwerben rund drei Millionen ihren Unterhalt außerhalb der Familie, das macht fast so viel wie die ganze weibliche Bevölkerung des Königreichs Bayern, die am 1. Dezember 1900 3 147 857 betrug.

Die ehemündigen weibl. Erwerbstätigen nach Altersklassen, Beruf und Familienstand.

Alter	Landwirt- schaft	Industrie	Handel	Lohnarbeit	Freie Berufe	Dienst- boten	Summa
16—20	528 812	329 221	99 529	28 707	12 177	401 770	1 400 216
20—30	710 519	494 930	159 901	47 141	57 377	508 571	1 978 439
30—40	332 364	222 751	84 224	31 677	43 666	101 771	816 453
40—50	318 973	167 443	84 221	38 321	29 147	50 112	688 217
über 50	588 749	201 760	126 158	72 521	32 817	67 907	1 089 912
Summa	2 479 417	1 416 105	554 033	218 367	175 184	1 130 131	5 973 237
% =	verh. ledig verw. 24,82 55,57 19,61	verh. ledig verw. 17,70 66,66 15,66	verh. ledig verw. 23,32 53,86 22,82	verh. ledig verw. 13,09 48,89 38,01	verh. ledig verw. 12,83 76,69 10,38	verh. ledig verw. 0,99 95,52 3,48	verh. ledig verw. 17,71 65,97 16,32

Hören wir nun, was die Statistik über den Zuwachs an weiblichen Erwerbstätigen uns lehrt. Wir vergleichen die Zahlen von 1882 und 1895. Die Zunahme seit 1882 betrug 1895:

unter 20 Jahr	327 502	19%
20—30 „	272 854	16%
30—40 „	162 937	24%
40—50 „	101 572	17%
50—60 „	105 032	20%
60—70 „	36 497	11%
über 70 „	30 439	33%
Summa	1 036 833	18,71%

Wir betrachten erst die absoluten Zahlen. Sie nehmen nach oben hin ab. Das sofort in die Augen springende Moment ist das Wiederanschwellen der Zahl mit der Altersklasse 50. Wir wissen, was es bedeutet: An dieser Altersgrenze beginnt das Reich der Witwen. Die Verhältniszahlen sind schwerer zu lesen *). Der hohe Prozentsatz von 24 in den Altersjahren 30—40 bedeutet den Zufluß von Verheirateten, den wir bereits auf Seite 95 bemerkt hatten: Ehefrauen werden in die Gruppe der Erwerbstätigen zurückversetzt. Die Steigerung des Prozentsatzes im Alter von 50—60, eine Steigerung, die wir eingehend auf Seite 91 erörtert haben, kommt sogar in der absoluten Zahl zum Ausdruck. Die beiden hohen Prozentsätze, 24 von 30—40 Jahr und 20 von 50—60, lassen uns auf eine verhältnismäßig starke Zunahme von Verheirateten und Witwen schließen. In der Tat sagt uns die Statistik, daß die Verheirateten sich um 48,12, die Nichtverheirateten um 14% vermehrt haben. Die Verheirateten sind an der Gesamtzunahme seit 1882 mit einem Drittel beteiligt. Die absoluten Zahlen waren die folgenden:

Von 1 036 833 Erwerbstätigen waren
 verheiratet 343 593
 nicht verheiratet 693 240.

*) Der höchste Prozentsatz, der von 70 Jahr aufwärts, besagt, am wenigsten, weil alle Klassen ab 70 zusammengefaßt sind.

Wie stellt sich nun aber das Gesamtergebnis? Die Zahl der Erwerbstätigen, so hörten wir, hat sich seit 1882 um 18,71% vermehrt, absolut um 1 036 833. Das Verhältnis dieser erwerbstätigen Bevölkerungsgruppe gegenüber der nicht erwerbenden weiblichen Gesamtheit hat sich ebenfalls verschoben. 1882 waren von der weiblichen Bevölkerung erwerbstätig 24,02, im Jahre 1895 aber 24,96%. Mithin sind 0,94% mehr weibliche Personen erwerbstätig als früher. Der Anteil der weiblichen Bevölkerung an der Erwerbstätigkeit hat sich nicht nur absolut, sondern auch prozentual vermehrt. Diese Zunahme an Erwerbstätigen von 0,94 übersteigt noch die Zunahme der Ledigen auf Kosten der Verheirateten, die nur 0,17 betragen haben soll.

Diese Zahlen reden eindringlich davon, daß das Haus nicht mehr Raum genug für die Frau hat; leiblicher und geistiger Hunger zwingen sie zu beruflicher Erwerbstätigkeit außer dem Hause. Diese Einsicht läßt sich nicht mehr abweisen. Ja, wenn wir selbst willkürlich annehmen wollten, daß die Ekehäufigkeit von morgen an sich bedeutend steigern würde, so wäre damit kein Ausweg gewiesen. Wir haben gesehen, daß zwar der Eheberuf das weibliche Geschlecht bis auf die 10%, die nicht heiraten, beansprucht, daß diese Inanspruchnahme aber nur eine vorübergehende ist, daß wir in der Ehe nicht mit Sicherheit einen Beruf auf Lebenszeit, geschweige denn eine lebenslängliche Versorgung erblicken können. Bis zur Altersgrenze von 30 Jahr sind 70% der Ehemündigen ehelos. Bis zum 30. Jahre ist es mithin für 70% die Frage, ob sie sich verheiraten werden oder nicht. Zählt dann die Frau von 30—50 wirklich zu den 77% Verheirateten dieses Alters, so ist es von 50 aufwärts wieder die Frage, ob sie zu der Hälfte der Witwen gehören wird. Vor dem Leben des Weibes steht auf diese Weise ein großes Fragezeichen, nicht etwa in Einzelheiten, wie dies auch beim

Manne der Fall ist, sondern in bezug auf den fundamentalen Unterbau des Lebens, auf die wesentlichsten Lebensgrundlagen.

Hier geltend zu machen, daß ja auch der Mann nicht weiß, ob er zur Heirat gelangt oder Witwer wird, hieße vergessen, daß die Ehe für Mann und Weib verschiedene Bedeutung hat. Die Grundmauer des männlichen Lebens soll fest gezogen sein, ehe er zur Familiengründung schreitet, sie wird durch die Heirat oder Witwerschaft nicht erschüttert. Die Berufstätigkeit ist der feste Rahmen, in dem unter allen Wechselfällen sein Leben sich vollzieht. Das Weib dagegen betritt mit der Ehe einen neuen Lebensweg, der sein Dasein unter allen Umständen in der einschneidendsten Weise verändert, ohne jedoch sein Leben unbedingt auf sichern Grund zu stellen, ja ohne es auch nur einheitlich zu gestalten: Unter denen, die heiraten, sind über ein Achtel (1057595) der Ehefrauen und die Hälfte (974931) der Witwen genötigt, hauptberuflich erwerbstätig zu sein.

Daß dieser Stand der Dinge sich ändern und die Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts sich einschränken würde, ist nicht anzunehmen. Kein Zeichen der Zeit deutet vorläufig darauf hin. Wenn wir uns das Ergebnis des vorigen Kapitels vergegenwärtigen, müssen wir vielmehr ohne Schwarzseherei die Prognose stellen, daß die Frau in wachsendem Maße zur Selbständigkeit und Erwerbstätigkeit genötigt werden wird.

E. Der Wettbewerb zwischen Mann und Weib.

Es ist in Deutschland alte Sitte, daß die Söhne aller Klassen, auch der wohlhabenden und höchsten, einen Beruf ergreifen. Der deutsche Mann arbeitet.

Die handarbeitenden Klassen kennen es nicht anders, als daß die Tochter „verdient“, so gut wie der Sohn. Die anderen Klassen haben diese Tradition nicht, sie betrachten es noch vielfach als entehrend für die Tochter, zu arbeiten. Erst wenn die Not anklopft, darf sie beruflich tätig sein. Gemeinsam ist allen Klassen die Anschauung, daß der Sohn, wenn die Verhältnisse es irgend gestatten, für seine Berufsarbeit vorbereitet wird, das Mädchen nicht. Sogar der Lehrberuf wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Familien noch von weiblichen Personen ausgeübt, deren Vorbildung rein dem Zufall überlassen gewesen war. Das ist nun freilich anders geworden, aber noch heute wird von der Schulbank weg das Mädchen landwirtschaftliche oder industrielle Arbeiterin; von der Schulbank weg darf die Tochter heiraten; von der Schulbank weg tritt das Kind in Dienst, beansprucht Lohn, statt für seine Ausbildung zu zahlen. Das entsprechende Seitenstück zu dieser unvermittelten, verfrühten Erwerbstätigkeit bietet der Umstand, daß von der Altersgrenze 50 ab die weibliche Erwerbstätigkeit zu 56% von Witwen getragen wird, d. h. von Frauen, die zum größten Teil in einem anderen Berufe aufgingen und nur durch Not plötzlich zu selbständiger Erwerbstätigkeit gezwungen sind. Der frühe Beginn in der Jugend, sowie das plötzliche Einsetzen im reiferen Alter lassen

keinen Zweifel darüber, daß die weibliche Erwerbstätigkeit ungelernete Arbeit ist, selbstverständlich nicht im ausschließlichen Sinne. Gelernte Arbeit haben wir in den freien Berufen. Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen, Hebammen, Gefängnisaufseherinnen, sie alle müssen sich einer Vorbildung unterziehen. In der Industrie sind es einige früher handwerksmäßig betriebene Berufsarten, die Lehrzeit verlangen, z. B. die Schneiderei, Putzmacherei, Handschuhnäherei, Weberei, Spitzenherstellung, Stickerei. Im Handel und Verkehr sind es die weiblichen Angestellten mit kaufmännischer Vorbildung, die gelernte Arbeit anbieten; die Masse ist ungelernete. Nicht anders kann es sich in der Landwirtschaft verhalten, die, wie wir wissen, die meisten Frauen nährt; die Herstellung landwirtschaftlicher Erzeugnisse erfordert viel ungelernete Arbeit. Dieser Zuschnitt wird sich in der sozialen Schichtung der weiblichen Erwerbstätigen, d. h. in der Gliederung nach den drei Klassen der Selbständigen, Angestellten und Arbeiter widerspiegeln, besonders wenn wir die Männer zum Vergleich heranziehen. Die unterste Schicht, die der ungelerten Arbeiterinnen, wird stärker sein als beim männlichen Geschlecht, die oberste Schicht, die der Selbständigen, wird kleiner sein. In den leitenden Stellen werden wir mehr Männer finden, unter den Abhängigen mehr weibliche Personen.

Von allen weiblichen Erwerbstätigen waren im Jahre 1895 selbständig 17,81%, abhängig 82,19%. Von der Gesamtheit der männlichen Erwerbstätigen dagegen waren 30,66% selbständig, 69,34% abhängig. Von den weiblichen Erwerbstätigen war mithin rund ein Sechstel selbständig, von den Männern rund ein Drittel. Nähere Nachweise liefert die Statistik über die drei am stärksten besetzten*) Berufe: Landwirtschaft, Industrie und Handel.

*) Der Dienstbotenberuf ist stärker besetzt als der Handel, scheidet hier aber aus, einerseits weil die soziale Schichtung bei ihm wegfällt, andererseits weil das männliche Geschlecht zu wenig beteiligt ist.

In diesen Berufen war die prozentuale Beteiligung der beiden Geschlechter an den sozialen Stufen der Selbständigen, Angestellten und Arbeiter wie folgt:

	Selbständige		Angestellte		Arbeiter	
	m.	w.	m.	w.	m.	w.
Landwirtschaft .	86,50	13,50	81,17	18,83	57,57	42,43
Industrie . . .	74,80	25,20	96,46	3,54	83,34	16,66
Handel	75,98	24,02	95,42	4,58	70,40	29,60
Zusammen	80,47	19,53 = 100	93,66	6,34 = 100	70,78	29,22 = 100

Wir sehen, wie das männliche Geschlecht unter den Selbständigen überwiegt; das weibliche Geschlecht stellt nur 19%. Am stärksten ist der weibliche Prozentsatz unter den Arbeitern: 29,22. Aber auch der Prozentsatz von 19 Selbständigen gegenüber den 80% der Männer verliert noch an seiner Bedeutung, wenn wir hören, auf welchen Altersstufen wir sie vorwiegend finden. Von allen selbständigen Frauen standen

	in der Industrie	in der Landwirtschaft
im Alter unter 20 Jahren	9,99	0,19
20—30 „	27,89	3,78
30—40 „	19,02	10,35
40—50 „	17,68	22,33
50—60 „	14,76	32,80
60—70 „	7,94	21,79
70 u. mehr „	2,72	8,76
Zusammen	100	100

Wir haben es nicht, wie bei den Männern, mit selbständigen Erwerbstätigen zu tun, deren Zahl mit wachsendem Alter naturgemäß sich verringert, wir sehen vielmehr in der Industrie wie in der Landwirtschaft die Selbständigkeit in den leistungsfähigsten mittleren Altersklassen weniger vertreten. Sie erscheint in der Industrie an Jugend, in der Landwirtschaft an Alter geknüpft, während die Jahre der reifen Kraft weniger stark besetzt sind. Wir erklären uns diesen Umstand ohne weiteres, wenn wir an die Heiratskurve und ihre

Höhe in der Zeit von 30—50 denken: Diese Altersjahre gehören vorwiegend dem Eheberuf.

In der Industrie sind es die jungen, ledigen Personen, die auf eigene Hand beginnen und mit der Heirat die selbständige Erwerbstätigkeit an den Nagel hängen; in der Landwirtschaft sind es die Witwen, die den Besitz an Stelle des Gatten verwalten und der Familie erhalten. In beiden Fällen handelt es sich nicht um berufliche Selbständigkeit, wie der Mann sie auffaßt und schätzt. Dieser würde nur im äußersten Notfalle seine Selbständigkeit im Erwerbsleben aufgeben. (Man denke an Kretzers „Meister Timpe“.) Bei dem weiblichen Geschlechte bildet auf beiden Arbeitsgebieten die Heirat die große Unterbrechung, den großen Wendepunkt und Einschnitt. Die industriellen Arbeiterinnen sind als Ledige vor der Ehe, die landwirtschaftlichen Arbeiterinnen als Witwen nach der Ehe selbständig erwerbstätig. Die industriellen Arbeiterinnen werden freiwillig unselbständig, die landwirtschaftlichen unfreiwillig selbständig. Im Handelsgewerbe liegt es nicht anders. Eine Gruppierung der selbständigen Erwerbstätigen nach dem Familienstande wird das Gesagte bestätigen.

Es waren von den weiblichen Selbständigen

	verwitwet	ledig	verheiratet
in der Landwirtschaft	77,16%	9,38%	13,46% = 100
in der Industrie	27,45	58,28	14,27 = 100
im Handel	55,76	16,98	27,26 = 100

Der Schluß zwingt sich auf, daß die Selbständigkeit im Erwerbsleben für das weibliche Geschlecht nicht die Bedeutung hat wie für das männliche. Diese Einsicht verhilft zur Erklärung einer anderen Tatsache.

Bei der geringeren Bedeutung, die die Selbständigkeit im Erwerb für das weibliche Geschlecht hat, ist es erklärlich, daß der Kampf darob weniger energisch geführt wird als seitens der Männer. Ein Gut, das der Besitzer jederzeit für ein beehrteres einzutauschen be-

reit ist, wird er nicht mit der Energie verteidigen wie eins, das ihm unersetzlich ist. So sehen wir denn auch tatsächlich die weiblichen Selbständigen dem wirtschaftlichen Zentralisationsprozesse in Industrie und Handel schneller unterliegen als die Männer. Das erhellt aus einem Vergleich des Verhältnisses der Selbständigen zu den Abhängigen im Jahre 1882 und 1895 in den drei am stärksten besetzten Berufen, in denen eine soziale Schichtung statthat. Die folgende Tabelle ermöglicht diesen Vergleich.

Von 100 Erwerbstätigen sind

		Selbständige		Angestellte		Arbeiter	
		m.	w.	m.	w.	m.	w.
Landwirtschaft	1895	40,11	12,60	1,41	0,66	58,48	86,74
	1882	35,27	10,93	1,07	0,23	63,66	88,84
Industrie	1895	22,82	34,15	3,76	0,61	73,42	65,24
	1882	30,77	51,42	1,84	0,20	67,39	48,38
Handel	1895	36,44	34,96	14,21	2,07	49,35	62,97
	1882	43,31	50,51	10,88	1,06	45,81	48,43
Überhaupt	1895	31,34	22,02	4,14	0,81	64,52	77,17
	1882	34,17	25,43	2,42	0,29	63,41	74,28

Diese lehrreiche Tabelle zeigt uns zunächst, daß ein Zentralisationsprozeß in Industrie und Handel sich vollzieht. Zwar haben alle Schichten der Erwerbstätigen absolut sich vermehrt, wie es bei der Zunahme der Bevölkerung Deutschlands und ihrer wachsenden Bedeutung auf dem Weltmarkte nicht anders zu erwarten ist; aber innerhalb der erwerbstätigen Bevölkerungsgruppe hat das Verhältnis der drei sozialen Schichten der Selbständigen, Angestellten und Arbeiter sich prozentual verschoben. Die Zählung von 1895 stellte fest, daß der Anteil der Selbständigen unter den Erwerbstätigen nicht mehr derselbe war wie 1882. Er hat abgenommen und zwar der weibliche stärker als der männliche. Folgende Aufstellung gibt darüber Aufschluß.

Überhaupt hatten sich die weiblichen Selbständigen um 3,41%, die männlichen nur um 2,83% vermindert.

In der Industrie betrug die Abnahme

der männlichen Selbständigen	7,95%
„ weiblichen	17,27%

Von den rund 8%, die die männlichen Selbständigen verloren haben, ist rund ein Viertel in die Klasse der Angestellten eingetreten, drei Viertel — 6,03% — haben die Klasse der Arbeiter verstärkt. Von den 17,27%, die die weiblichen Erwerbstätigen verloren haben, finden wir dagegen einen verschwindenden Teil — 0,41% — in der Klasse der Angestellten wieder, der Hauptanteil ist in der Klasse der Arbeiter aufgegangen. Der weibliche Teil hat sich erfolgreicher verdrängen lassen.

Im Handel betrug die Abnahme

der männlichen Selbständigen	6,87%
„ weiblichen	15,55%

Die Zunahme der männlichen Angestellten betrug 3,33%, die der weiblichen 1,01%. In diesem einen Prozent finden wir die kaufmännisch Vorgebildeten, die Buchhalterinnen, Kassiererinnen, Korrespondentinnen, Maschinenschreiberinnen. Die Arbeiterschicht hat sich männlicherseits um 3,54% vermehrt, weiblicherseits aber um 14,54%. Auch hier: Geringere Widerstandskraft.

Die Landwirtschaft gewährt ein abweichendes Bild. Während wir in Industrie und Handel feststellen mußten, daß der Anteil der Selbständigen an der Erwerbstätigkeit zurückgegangen ist, ist er in der Landwirtschaft gestiegen, und zwar der männliche um 4,84%, der weibliche um 1,67%. Wenn die Steigung des männlichen Prozentsatzes hoffen läßt, daß der kleinbäuerliche Besitz sich vermehrt, so dürfen wir ehrlicherweise in der Steigung des weiblichen Anteils nichts weiter sehen als eine Folge dieses Umstandes. Unter den selbständigen Landwirtinnen waren 77% Witwen. Wenn die Zahl der Kleinbauern steigt, steigt auch die Zahl der Witwen, die einen kleinbäuerlichen Besitz selbständig bewirtschaften müssen.

Abweichend ist auch das Bild, das die Klasse der Angestellten in der Landwirtschaft gewährt. Der Anteil der Männer ist um 0,34%, der weibliche um 0,43% gestiegen. Hier hat also zum ersten Male das weibliche Geschlecht in bevorzugten Stellen stärker zugenommen als das männliche!

Am abweichendsten ist das Bild, das die Klasse der landwirtschaftlichen Arbeiter gewährt. Während in Industrie und Handel eine starke prozentuale Zunahme stattgefunden hat, ist hier eine prozentuale Abnahme zu verzeichnen. Der Anteil der Männer ist um 5,18% unter das Verhältnis von 1882 gesunken, der der Frauen um 2,10%. Aus dieser Zahl spricht die Landflucht, die statistisch gefaßt wird mit dem Nachweise, daß die Plattlandbevölkerung von 1882—1895 um 1,11% abgenommen, die Stadtbevölkerung sich um 36,47% vermehrt hat *). Was sagen uns diese Zahlen aber über die Erwerbstätigkeit der beiden Geschlechter?

Ziehen wir die Landflucht in Betracht, so können wir in der Zunahme der weiblichen landwirtschaftlichen Angestellten nicht ein sieghaftes Vordringen, sondern nur ein lückenbüßendes Nachrücken der weiblichen Erwerbstätigen sehen. Frauen werden „Angestellte“, weil Männer nicht zu haben sind — Frauen erringen Anstellung, weil kein Mann mit ihnen konkurriert.

Fassen wir das Bild der drei sozialen Berufsklassen zusammen, so müssen wir sagen, daß die Männer in der Erwerbstätigkeit durchweg das führende und ausschlaggebende Geschlecht sind. Sie gehen voran und besetzen die besten Stellen, das weibliche Geschlecht folgt nach und nimmt, was übrig bleibt. Volkswirtschaft ist Männerwirtschaft.

Dieser Tatbestand hat von männlicher und weiblicher Seite eine Kritik gefunden, deren bittere, verletzende

*) In absoluten Zahlen: Das platte Land hatte 1895 345 617 Personen weniger als 1882, die Stadtbevölkerung zählte 6 893 788 mehr.

Schärfe sie unfruchtbar machte; salzgetränkter Boden ist nicht zeugungskräftig. Von beiden Seiten übersah man die wahren Ursachen.

Die Männer erklärten, „die Frauen leisteten nichts“, weil sie inferior seien. Die Frauen behaupteten, sie könnten nicht dasselbe leisten, weil der brutale Egoismus der Männer sie der Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte beraubte. Haben wir uns durch die Statistik belehren lassen, so wissen wir es aber besser. Wir haben uns überzeugt, daß die Erwerbstätigkeit eine andere Rolle im Leben des Weibes spielt als beim Manne. Der Mann konzentriert sich auf seinen Beruf. Er ist die Vorbedingung seines Fortkommens in der Welt, die Grundlage der Familiengründung. Die Jahre der besten Jugend gehören der Berufsarbeit; in späteren Jahren kommt ihm die Erfahrung und Übung zugute, die in allen Dingen sprichwörtlich erst den Meister macht. Nach seiner Berufsarbeit richtet sich seine soziale Stellung, seine Einnahme, im Alter (in pensionsberechtigten Stellen) die Pension. Dem Berufe muß sich alles unterordnen, auch die Familie. Wird der Beamte, der Offizier versetzt, sucht der Handwerker in einem andern Staate Arbeit, wandert der Arbeiter aus — die Familie zieht mit. Der Mann gehört seinem Berufe ungeteilt; er ist Gatte und Vater im Nebenamte.

Die Frau dagegen ist im Durchschnitt in der Jugend oder im Alter erwerbstätig. Die Jahre der reiferen Kraft gehören bei ihr dem Eheberufe. Ihr Leben ist dualistisch gespalten (S. 97). Es ist daher unzutreffend und ungerecht, wenn man die Leistung von Mann und Frau vergleicht, ohne die Ehe in Rechnung zu stellen. Mit Fug und Recht kann man sagen, daß die Männer in der Erwerbstätigkeit in jeder Richtung das weibliche Geschlecht schlagen, aber zu Unrecht nimmt man an, daß dieser Umstand einen Mangel auf Seite der Frauen darstelle. Die Frau kommt volkswirtschaftlich in zweiter

Linie, weil sie privatwirtschaftlich in erster Linie steht. Der Schluß ist daher falsch, daß die Frauen in der Erwerbstätigkeit nachstehen, weil sie überhaupt nichts leisteten, kurz weil sie inferior seien. Sie leisten auf anderem Gebiete dafür mehr als die Männer und könnten — die gleiche Überhebung vorausgesetzt — ihrerseits behaupten, daß die Männer inferior sind, weil sie nicht, wie die Frau, das gleiche in der Familie leisten. Die Untersuchung, welches von beiden Geschlechtern mehr leiste, führt zu einer ebenso unfruchtbaren Polemik wie die Frage, welches von beiden Geschlechtern der eigentliche Menschtypus sei. Wie der Mann nicht der Typus, sondern einer von beiden ist, so ist auch seine Arbeit nicht die, sondern die eine Aufgabe des Menschengeschlechts. Wäre das männliche Tun die Aufgabe, die Leistung schlechthin, also der absolute Maßstab, so würde Abweichung von männlicher Leistung eo ipso Minderwert der Leistung bedeuten. Mithin müßten alle weiblichen Personen, wofern sie irgend welches Streben nach Vervollkommenung haben, möglichst die weiblichen Pflichten abschütteln, die weibliche Geschlechtsaufgabe als eine minderwertige Leistung verachten, dem Hausmutterberuf sich tunlichst entziehen, Mutterschaft und Mütterlichkeit als Sklavenmerkmal ablehnen. Und für die Männer blieben nur die zwei Wege, entweder dieser Vermännlicher mit verschränkten Armen zuzusehen und die Folgen zu tragen, oder durch Gewalt das weibliche Geschlecht in seiner Sphäre zurückzuhalten, d. h. es zu Sklaven zu machen. Letzterer Weg ist in einem Kulturstaate kaum mehr gangbar. Um so mehr sollten die Männer sich scheuen, dem weiblichen Geschlecht seine Aufgabe zu verleiden. Die von männlicher Seite ausgehende Literatur zur Frauenfrage hat das Menschenmögliche geleistet, dem weiblichen Geschlechte Verachtung seiner Aufgabe als einer Arbeit einzuflößen, die weniger vernünftigen, ja schwachsinnigen Wesen zu-

komme. Dem glücklichen Instinkt des Weibes ist es zu danken, daß die böse Saat nicht noch mehr bittere Früchte gezeitigt hat. Wie der Streit über den echten Menschtypus durch die Einsicht vermieden wird, daß beide Typen gleichwertige göttliche Ideen darstellen, so wird auch die Polemik über den Wert der Geschlechtsaufgabe und die Anregung zur Vermännlichung des weiblichen Geschlechts dadurch vermieden, daß wir die Vorstellung überwinden, die männliche Leistung sei der absolute Maßstab für menschliches Tun. Wenn der Mann nicht der absolute Typus ist, so ist auch sein Tun nicht der absolute Maßstab. Haben wir diesen Schluß gezogen, so ist der Folgerung die Tür geöffnet, daß jeder Typus seine besondere Aufgabe habe, daß nicht alle dasselbe tun sollen, sondern jeder das Seine. Mithin kann es sich bei Einschätzung der Frauenarbeit gar nicht darum handeln, ob die Frau das gleiche tun könne wie der Mann, sondern darum, ob sie ihre Aufgabe erfüllt oder nicht. Ja, es wird nicht an scharfen Köpfen fehlen, die noch weiter gehen, indem sie sagen, die Frau soll und darf nicht Männerarbeit tun, und zwar aus Rücksicht auf ihre eigentliche Aufgabe: den Mutterberuf. Die so denken, empfinden es als eine müßige Frage, ob das Weib dasselbe leisten könne wie der Mann; denn wenn es auch dasselbe, ja das Doppelte leisten könnte wie der Mann, so müßte es dennoch zum Heil des Ganzen bei seiner ureigenen Aufgabe bleiben, sintemal und alldieweil wir für Männerarbeit Männer haben, das Weib in seiner Geschlechtsaufgabe und Hausmutterarbeit aber unersetzlich ist.

Obschon diese Frage, ob das Weib dasselbe leisten könne wie der Mann, eine müßige ist, sei doch darauf hingewiesen, daß einzelne Frauen im Wettbewerb mit Männern nicht nur das gleiche geleistet haben, sondern an erste Stelle gelangt sind, wie bekannt ist. Wenn nun aber nur eine einzige Vertreterin ihres Geschlechts dies

vermocht hat, so ist erwiesen, daß die Geschlechtseigentümlichkeiten nicht die Intelligenz bestimmen. Das Weib kann, was der Mann kann. Wo Not oder Unverstand das Weib mißbraucht, muß es nicht nur dasselbe leisten wie der Mann, sondern auf Kosten seiner Lebenskraft mehr. Die Frage ist aber gar nicht, noch einmal sei es betont, ob das Weib dasselbe leisten könne wie der Mann, sondern ob es das gleiche zum Schaden des Ganzen leisten solle und dürfe. Sollen alle dasselbe tun — oder jeder das Seine?

Die Statistik hat uns gezeigt, daß der Mutterinstinkt des weiblichen Geschlechts sich dafür entscheidet, das Seine zu tun. Er wählt den Hausmutterberuf. Diesem Berufe opfern die Frauen ihre Selbständigkeit, und sie tun dies keineswegs aus Arbeitsscheu (wie gewisse Frauenfeinde folgern werden), denn ein großer Prozentsatz wird als Ehefrau berufliche Gehilfin des Mannes und tritt in die Gruppe der „mithelfenden Familienangehörigen“ ein*). Zu diesem Opfer zwingt sie keine äußere Gewalt, kein brutaler Geschlechtsegoismus der Männer, sondern der nicht irrende Mutterinstinkt. Das unverdorbene, natürliche, liebevolle Weib folgt diesem Instinkte unmittelbar. Seine wichtigste Angelegenheit ist nicht die Erwerbstätigkeit, sondern das Kind.

Hier wird man einwenden, daß ja die Ehe die Erwerbstätigkeit nicht auszuschließen brauche, wie das Beispiel der Männer zeige. Wir wissen nun allerdings,

*) Die Zahl sämtlicher „mithelfender Familienangehörigen“ weiblichen Geschlechts beträgt 2 272 054. Von diesen sind verheiratet: in Industrie und Handel drei Fünftel, in der Landwirtschaft, wo das jüngere Alter am stärksten vertreten ist, ein Drittel.

Diese Angaben beziehen sich (im Gegensatz zu der bisher festgehaltenen Beschränkung auf hauptberuflich Tätige) auf hauptberuflich und nebenberuflich tätige weibliche Angehörige. Unter dem hier maßgebenden Gesichtspunkte ist diese Zusammenfassung geboten, um so mehr, als eine Grenze zwischen den beiden Arten der mithelfenden Angehörigen infolge ungenauer Angaben schwer zu ziehen ist.

daß tatsächlich die Ehe die Erwerbstätigkeit nicht ausschließt, 1 057 595 verheiratete Frauen sind hauptberuflich erwerbstätig. Diesen Zuschnitt aber als den normalen oder wünschenswerten verallgemeinern zu wollen, statt auf die Bekämpfung dieses Kulturschadens zu sinnen, erscheint nur möglich, wenn wir die Aufgabe und das Wesen der Mutterschaft verkennen. Gegenüber solcher Verblendung wäre es nötig, wieder einmal an die Verschiedenheit von Mann und Weib in ihren Naturaufgaben zu erinnern. Erst wenn diese Verschiedenheit beseitigt sein wird, kann man von Mann und Weib das Gleichartige erwarten und verlangen. So lange aber die Fortpflanzung des Menschengeschlechts und der Hausmutterberuf vorwiegend das weibliche Geschlecht belasten, so lange die Naturaufgaben der Geschlechter verschieden sind, so lange wird man auch einen verschiedenen Maßstab anlegen müssen. Dem weiblichen Geschlechte neben seiner stärkeren natürlichen Belastung auch noch die Last der männlichen Erwerbstätigkeit aufzuerlegen, heißt wirklich die Kerze an beiden Enden anzünden.

In Wirklichkeit sind es nicht die wahren Freunde des weiblichen Geschlechts, die da betonen, daß es das gleiche Recht zur Arbeit habe wie der Mann, und von dieser Prämisse aus den schrankenlosen Wettbewerb fordern, der schließlich durch unterschiedlose Anstellung von Mann oder Weib den männlichen Staat und die männliche Kirche zum gemischten Staat und zur gemischten Kirche führen müßte. Gegen die Prämisse selbst, daß das Weib das gleiche Recht zur Arbeit habe, wird kein Mann, der die Aufgabe des weiblichen Geschlechts jemals ernstlich überdacht hat, etwas einzuwenden haben. Wo stünde geschrieben, daß für das Weib Müßiggang nicht aller Laster Anfang ist? Nur diejenigen Männer werden darüber spotten, die das Weib im Schmuck des Jugendreizes als ein Vergnügungsobjekt betrachten, aber sobald es verblüht ist, gegen seine Verwendung als Last-

tier nichts einzuwenden haben. Gegen die aus der richtigen Prämisse gezogene Schlußfolgerung jedoch, also gegen den schrankenlosen Wettbewerb, werden gerade die wärmsten Verteidiger und Freunde des weiblichen Geschlechts protestieren. Bei dieser Folgerung aus dem einwandsfreien Vordersatze wird zweierlei übersehen. Erstens, daß das gleiche Recht zur Arbeit und das Recht zur gleichen Arbeit nicht dasselbe ist. (Der treue Hund und das fleißige Pferd haben ganz das gleiche Recht auf Futter, aber vernünftigerweise geben wir ihnen nicht das gleiche Futter.) Jeder das Seine, aber auch jedem das Seine. Diese billige Weisheit brauchte nicht wiederholt zu werden, wenn man sich die Zeit nehmen würde, in der Anwendung des Wortes Gleichheit nachdenklicher zu verfahren. Gemeinhin denken die meisten bei diesem Worte an die Art und Beschaffenheit des in Rede stehenden Objektes und verstehen unter dem Begriffe Gleichheit nicht den gleichen Wert, sondern die gleiche Beschaffenheit, Gleichartigkeit. Wer in diesem Sinne Gleichheit zwischen Mann und Weib fordert, uneingedenk der elementaren Verschiedenheit der beiden Geschlechter, der hat einen Abweg beschritten. In diesem Sinne Gleichheit fordern, hieße nichts anderes, als auch für die weibliche Menschheitshälfte die Vollkommenheit in der Beschaffenheit und Art des Mannes erblicken.

Zweitens wird übersehen, daß wir bereits den schrankenlosen Wettbewerb haben, in Kunst und Literatur seit Menschengedenken, in mechanischen Berufen seit der Gewerbefreiheit. Und was lehrt die Erfahrung über das Ergebnis? Nicht nur dasselbe, was die Statistik lehrt, sondern noch mehr. Das Weib hat im schrankenlosen Wettbewerb den kürzeren gezogen und zwar auf allen Gebieten. Selbst im Lehrberufe, in der Schauspielkunst, trotz der Unentbehrlichkeit der Frau auf diesen Gebieten, muß sie für geringeren Lohn dasselbe leisten wie der Mann. Am packendsten tritt dies in

der mechanischen Erwerbstätigkeit zutage. Hier sind die Frauen nicht imstande gewesen, angestammten Besitz zu behaupten oder wieder zu erobern, noch auch, wo sie ihrerseits eindringen, die gleichen Arbeitsbedingungen zu erzielen, geschweige denn an erste Stelle zu kommen. Um Platzbehauptung handelte es sich in der Schneiderstube. Mit der Entstehung der mittelalterlichen Zunft ließ sich die Frau daraus verdrängen, der Mann nahm ihr die Nadel aus der Hand, und das Stadtreghment unterstützte ihn dabei mit Gesetz und Gewalt (legislatorisch und exekutiv). Nach Einführung der Gewerbe-freiheit ist das Weib nicht imstande gewesen, ihn zu verdrängen, die einträgliche Schneiderei ist männliches Gebiet geblieben. Die schlecht bezahlte „Näherei“ freilich ließ der Mann großmütig dem schwächeren Geschlecht.

Nicht anders steht es mit der Küche. Die Kochkunst übt der männliche Koch. Die besten Stellen sind auch in der Küche von Männern besetzt. Damenschneider und Koch bilden je die oberste Schicht.

Noch schlimmer aber steht es mit dem Ergebnis, wenn ihrerseits die Frauen eingedrungen sind, wie in der Industrie. Hier, so scheint es, machen sie den Männern ernstlich Konkurrenz. In Wirklichkeit ist es aber nicht ihre unermüdliche Arbeitstüchtigkeit, die den Männern Gefahr bringt, sondern der Umstand, daß sie für ihre, der Männerarbeit hier ganz gleichwertige und gleichartige Leistung, nicht den gleichen Lohn erhalten. Sie konkurrieren nicht mit den Männern, sondern sie unterbieten sie. Gleiche Arbeit für weniger Lohn, heißt unterbieten. Schwäche ist es, nicht Kraft, die solches Vorgehen diktiert. Es ist eine Verkenennung dieses Umstandes, wenn Dr. Käthe Schirmacher nach einer Schilderung der Lage der Frauenarbeit in Frankreich *) meint: „Wer dürfte ein Geschlecht, das unter solchen Umständen noch nicht zugrunde ging, ja, anfängt, sich aus dieser gedrückten Lage zu erheben,

*) Schmollers Jahrbuch, III. Heft, 1902, S. 375.

das ‚schwache‘ nennen?“ Mehr als ein Leser wird diese Frage mit einem leisen Lächeln begleitet haben. Wenn die Arbeiterinnen nicht der schwächere Teil wären, so würden sie eben solche Ungerechtigkeit nicht dulden, sondern ihren Unterdrückern übel heimleuchten und für gleiche Arbeit gleichen Lohn verlangen. Nur ihre Schwäche macht sie zu Lohndrückerinnen. Während Schneider und Koch Lohn und Lebenshaltung hochhalten und zeigen, wie man arbeitet, und wie man verdient, zeigen die Frauen, wie man sich überarbeitet und hungert. Die Folge ist: Sinken der Lebenshaltung, Erschwerung jeder Organisation, vorzeitige Erschöpfung, Beeinträchtigung der Nachkommenschaft. Kurz, das betäubende Ergebnis, das Erfahrung lehrt, ist: Wo die Männer konkurrierend eindringen, da geht es den Frauen schlimm; wo aber die Frauen eindringen, da geht es beiden schlimm.

Vielleicht könnte man hier einwenden, daß das Weib von Natur keineswegs schwächer sei als der Mann; das heutige Geschlecht sei ein verzärteltes Kulturprodukt, das sich bei geeigneter Erziehung zu ursprünglicher Kraft zurückbilden könne. Gewiß ist hieran etwas Wahres. Bei Naturvölkern sind die Frauen den Männern ähnlicher, ein Umstand, der es weniger grausam erscheinen läßt, daß sie als Lasttiere betrachtet werden. Eine Zurückgewinnung größerer Körperstärke und Gesundheit ist nun gewiß ein höchst erstrebenswertes Ziel. Aber dieses Ziel mit dem andern verkoppeln zu wollen, daß die verstärkte Kraft dem schrankenlosen Wettbewerb zugute kommen soll, erscheint verfehlt. Dieser Weg kann zu keinem Fortschritt führen, denn aller Arbeitsfortschritt führt durch Arbeitsteilung hindurch. Der menschliche Körper besitzt in Hand und Fuß zwei einander ähnliche und doch verschiedene Glieder. Durch Übung in verschiedenen Verrichtungen haben sich beide Glieder zu ihren spezifischen Leistungen immer besser ausgebildet. Analog besitzt der soziale Körper in Mann und Weib

zwei einander ähnliche, aber doch verschiedene Glieder. Beide zu gleichartigem Gebrauche gleichartig schulen, hieße, auch mit den Händen gehen und auch mit den Füßen greifen wollen. Sicherlich ließe sich durch anhaltende Übung ein Grad von Fertigkeit im Greifen mit den Füßen und in Mitbenutzung der Hände beim Gehen erzielen. Aber was wäre damit erreicht? Beide Glieder würden zu spezifizierten Leistungen weniger brauchbar werden. Die Ähnlichkeit würde wachsen, die Unterschiedlichkeit abnehmen. Auf der Unterschiedlichkeit beruht aber die spezifizierte Leistung, auf dieser der Fortschritt. Nicht Ähnlichkeit, sondern Unterschiedlichkeit ist die Vorbedingung des Fortschrittes, das gilt auch für Mann und Weib. Haben wir diese Einsicht gewonnen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß für jedes Geschlecht das Ziel sein muß, die in ihm verkörperte besondere göttliche Idee zu möglichst vollendeter Darstellung zu bringen. Der männlichste Mann und das weiblichste Weib werden mithin die größten Zierden ihres Geschlechts sein. Diese Ansicht wird durch unser Gefühl gestützt. Mängel, die uns beim Weibe natürlich erscheinen, verletzen uns beim Manne als eine Unnatur, die der Genius unserer Sprache als weibisch bezeichnet. Und umgekehrt. Ein Gebaren, das dem Manne ansteht, verletzt uns beim Weibe als Vermännung. Wenn Mann und Weib dasselbe tun, ist's nicht das nämliche *).

*) Eine charakteristische Illustration zu dieser Binsenwahrheit brachte z. B. das Drama von Faber: „Ewige Liebe“. Zwei Frauen — Nebenbuhlerinnen gegenüber einem Geliebten — erkennen einander als solche. In demselben Moment stürzen sie mit blitzenden Augen aufeinander zu — — und das Publikum lacht!! Das Lachen ist hier wohl auf die Wirkung des Kontrastes zu setzen zwischen dem Drange der beiden Frauen, einander niederzuschlagen und ihrer Unfähigkeit hierzu.

Man stelle sich vor, daß zwei Männer — Nebenbuhler gegenüber einer Geliebten — mit funkelnden Augen aufeinander losstürzen, und man lacht nicht. Hier wäre nicht Kontrast, sondern Steigerung.

Dieses Gefühlsmoment können wir wohl als Wegweiser, aber nicht als Baugrund benutzen, wir müssen zu klarer Einsicht kommen. Welches ist das weiblichste Weib? Für das, was dem Manne ziemt, hatte man bei den Alten schon das Wort *virtus*. Es bezeichnete eine Beschaffenheit, die man schlechthin für vorbildlich hielt, so daß sich das Wort schließlich mit einem allgemeinen Begriff von Vortrefflichkeit (Tugend) deckte. Vom Wesen des Weibes kannte man Einzelzüge. Horaz preist die holdlächelnde, sanftsprechende *Lalage*, Homer kennt die Treue der *Penelope* wie das wilde Laster der *Circe*, zu einer Formel, einem Begriffe der Weiblichkeit aber ist man nicht gekommen.

Das Wort Weiblichkeit kommt von Weib. Während die Worte *Frau* und *Jungfrau* einen Unterschied innerhalb der Grenzen des eigenen Geschlechts bezeichnen, faßt das Wort *Weib* das Individuum als Geschlechtswesen gegenüber dem Manne. Weiblichkeit muß mithin der Inbegriff der Eigentümlichkeiten sein, die die Eigenart dieses Geschlechtswesens ausmachen. Allgemein menschliche Züge kommen dabei ebensowenig in Betracht wie etwa körperliche Vorzüge, denn diese verschwinden mit der Jugend, während der Inbegriff der spezifischen Merkmale, die wir Weiblichkeit nennen, ebenso unveräußerlich sein muß, wie das Geschlecht selbst es ist. Wären blonde Locken und blühende Wangen ein Charakteristikum der Weiblichkeit, so müßten alle ehrwürdigen Greisinnen unweiblich sein.

Da das Wort Weiblichkeit den Nachdruck auf das Geschlecht legt, so müssen die charakteristischen Züge echter Weiblichkeit mit der Geschlechtsaufgabe und Leistung aufs engste zusammenhängen. Diese Aufgabe und Leistung ist die Mutterschaft. Folglich muß es die Mutterschaft sein, welche uns die charakteristischen Züge echter Weiblichkeit offenbart, und die Eigenschaften, welche die rechte Mutter (wohlverstanden nur diese!),

ihre Geschlechtsaufgabe erfüllend, erkennen läßt, diese Eigenschaften müssen den untrüglichen Maßstab für die Beurteilung des Wesens echter Weiblichkeit ergeben. Weib sein heißt Mutter sein. Dieser Satz könnte nun aber den Irrtum hervorrufen, als ob an den physiologischen Vorgang (die Mutterschaft) eo ipso die rechte Gesinnung (die Mütterlichkeit) geknüpft sei. Wäre dem wirklich so, d. h. besäße jede Frau, die einem Kinde das Leben schenkt, in unlöslichem Kausalnexus auch zugleich die Wesensart der rechten Mutter, kurz gesagt: wäre Mutterschaft und Mütterlichkeit dasselbe — wie könnte es dann Kindesmörderinnen und Rabenmütter geben? Oder — umgekehrt — wie könnte es weibliche Personen geben, welche mütterlich sind, ohne Kinder zu haben? Erhellte aus vorstehendem, daß Mutterschaft und Mütterlichkeit einander nicht wechselseitig bedingen, so erscheint es zur Vermeidung von Mißverständnissen geraten, die Definition echter Weiblichkeit durch ein Wort dahin abzuändern: Weib sein heißt, wie eine Mutter sein, kürzer: **Weiblich sein heißt mütterlich sein.** Diese Formulierung umfaßt sowohl diejenigen, welche mit der Mutterschaft die Mütterlichkeit verbinden, als auch diejenigen, welche ohne die Mutterschaft in natura doch die charakteristischen Züge der Mütterlichkeit (zuweilen im reichsten Maße) besitzen.

Haben wir diese Einsicht gewonnen, daß Mütterlichkeit der Kern der Weiblichkeit ist, so können wir auf die Frage: Welches ist das weiblichste Weib? nur antworten: Das mütterlichste Weib. Je mütterlicher das Weib ist, um so mehr nähert es sich selbst der Vollendung, um so mehr hilft es aber auch die Kulturentwicklung vollenden. Wie wir in der Gesamtheit, als christliches Kulturvolk, dem mütterlichen Prinzip Größtes verdanken, hörten wir bereits. Aber auch als Individuen stehen wir in der Schuld der jeweiligen Verkörperung dieses Prinzips, der zu uns gehörenden Hausmutter. Nicht auf das Ideal

dieser Gattung richten wir unsere Blicke, eine Monika ist selten (noch seltener ein Augustinus), nur auf den Durchschnitt, von dem Goethe sagt:

„Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt,
.....

Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es
einseh'n.“

Die Dankbarkeit hängt von der Einsicht in das Geleistete ab. Und da diese Einsicht für die Männer sicher nicht leicht zu gewinnen ist, so ist es mit der Dankbarkeit gewöhnlich flau bestellt. Hätten die Männer einen klaren Einblick in die Schwierigkeiten, die dieser Beruf mit sich bringt, Hausmutterberuf wäre keine ungelernete Arbeit mehr. Und das ist er in der Tat bis zur Stunde noch. Systematisch lernt das Mädchen für seinen künftigen Beruf nur „weibliche Handarbeit“, und auf diesem Felde nicht überall das Unentbehrliche, sondern das Überflüssige. Diese Unterweisung erhält das Mädchen in der Schule. Alles übrige ist Zufall. Mann und Kind werden die Versuchsobjekte ungeübter Hände. Der Gatte kann noch von Glück sagen, wenn nach einigen Jahren, in denen vielleicht der blinde Zufall Herr in seinem Hause war, eine gewisse Routine sich einstellt, die ein enggezogenes Programm mechanisch erledigt. Die schier unglaubliche Tatsache, daß das Mädchen für seine verantwortungsvolle Tätigkeit in keiner Weise systematisch vorgebildet wird, läßt sich nur aus dem Umstande erklären, daß die Männer keinen Einblick in die Art dieser Arbeit haben. Und dies wiederum läßt sich aus der besonderen Beschaffenheit dieser Arbeit erklären. Hausmutterarbeit kennt keine Reklame, keine Examina, keinen Befähigungsnachweis, nur an den Früchten kann man sie erkennen. Zu denen gehört das Gedeihen der Kinder, der Frieden des Hauses, seine Stille, seine gesunde Sauberkeit, seine

freundliche Gastfreiheit. Welches irdische Gut käme an Wert solcher Häuslichkeit gleich? Und die Hausmutter ist's, die diese Werte schafft. Ihre Intelligenz, ihre Gemütskraft setzt sie um in wägbare und unwägbare Güter. Sie schafft Speise und Trank, sie schafft aber auch Freude des Daseins und sittige Anmut des Lebens. Nur sie kann eine Atmosphäre wohligen Behagens schaffen. Nur sie kann aus der Summe ihrer Gaben den Schleier der Schönheit um das schwierige Gebilde weben, das wir Familie nennen, nur sie kann aus dem Konglomerat von Hauswänden, Gerät, Mensch und Tier ein harmonisches Ganzes, ein Kunstwerk schaffen. Je tüchtiger sie nun aber arbeitet, je durchdringender ihre Aufmerksamkeit, je vorschauender ihre Phantasie ist, um so glatter wird das häusliche Leben sich abwickeln. Je mehr dies aber der Fall ist, um so mehr erweckt die schwierige Leistung die Täuschung eines selbstverständlichen Herganges. Das schöne Familienleben erscheint als eine Frucht, die allen mühelos in den Schoß fällt.

Es wäre falsch, zu glauben, daß diese Frucht nur von einer gewissen Steuerklasse an gepflückt werden könnte. Jede Hausmutter erfüllt ihre Aufgabe, wenn sie den Ansprüchen ihrer sozialen Schicht entsprechend das Heim gestaltet, gleichviel, ob sie auf einen gescheuerten Fußboden oder gewichstes Parkett zu halten hat. Von ihr hängt zum größten Teile ab, ob der Mann, müde von der Arbeit oder verärgert aus der großen Welt heimkehrend, voll Behagen ausspannt, oder ob er versagte Behaglichkeit im Wirtshause sucht. Die Frau ist die Mutter; wo kraftvolle Mütterlichkeit ist, da ist gut sein.

Die große Aufgabe der Mutterschaft und Mütterlichkeit kann das Weib aber nicht erfüllen, wenn es seinen Schwerpunkt im Erwerbsleben hat. Um des Mutterberufs willen wird das Weib immer mit geteilten Gefühlen erwerbstätig sein. Mit Bestimmtheit wissen wir dies von allen mechanischen Berufen. Die Statistik hat uns dafür

den Beweis erbracht, indem wir sahen, daß in Landwirtschaft, Industrie und Handel die Erwerbstätigkeit an Jugend und Verwitwung geknüpft war (S. 98). Auch für den Dienstbotenberuf bildet die Tatsache den Beweis, daß in der Altersklasse von 30—40 der Bestand an Dienstboten sich um vier Fünftel verringert hat. Selbst die freien Berufe machen keine Ausnahme. Wir sehen Künstlerinnen, Lehrerinnen, Ärztinnen, Fabrikinspektorinnen sich verheiraten und zwar bisweilen gleich nach erbrachtem Befähigungsnachweis. Nachdem sie sozusagen eben auf den Arbeitsmarkt hinausgetreten sind, ziehen sie sich in das häusliche Leben zurück.

Beherrzigen wir, was Statistik und Erfahrung uns über die Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts lehren, so sind wir geneigt, dem frommen Wunsche Worte zu geben, daß alle Mädchen zur Erfüllung des Hausmutterberufs kommen und die Erwerbstätigkeit den Männern überlassen möchten. Diesen frommen Wunsch mag jeder wohlwollende Freund des weiblichen Geschlechts hegen, täuscht er sich aber über den Ernst der Frauenfrage mit diesem Wunsche hinweg, weist er die Forderungen der Frauenwelt damit ab, so dient er der Frauenfrage ebensowenig wie der, der für schrankenlose Konkurrenz zwischen den Geschlechtern stimmt. Mit frommen Wünschen werden soziale Schäden nicht geheilt. Wir wissen, daß sechs Millionen Frauen erwerbstätig sind, und wir wissen, daß sie erwerbstätig sein müssen. Sie sollen erwerben, nicht Almosen empfangen. Wir wissen ferner, daß die Annahme berechtigt ist, die Frauenwelt werde in steigendem Maße durch Ehelosigkeit zu selbständiger Berufsarbeit geführt werden. Die Frauenwelt muß Arbeitsgebiete und Erwerbsgelegenheit haben.

Die Aussicht, immer mehr Frauen mit Lebensunterhalt und -Inhalt versorgen zu müssen, könnte mutlos machen und lähmend wirken, bedächten wir nicht, daß die starke Bevölkerungszunahme immer mehr Arbeits-

kräfte erfordert und zwar in allen Berufen. An Arbeitsfeldern fehlt es nicht, die Frage ist nur: Soll die Frau sie mit dem Manne um die Wette beackern? Soll der schrankenlose Wettbewerb herrschen oder nicht?

Jawohl! sagen Individualist und Manchestermann. Gebt der Frau freie Bahn und wir werden sehen. Jeder muß am besten wissen, was er kann, und greifen die Geschlechter fehl, so wird die Entwicklung regulierend einwirken.

Keine Konkurrenz! rufen entrüstet der brutale Egoist und der weltfremde Idealist. Der erstere fürchtet sich vor der Frau, der letztere fürchtet für die Frau. Beide erklären mit der ganzen Sicherheit der Unwissenheit: „Die Frau gehört ins Haus“ — fragen aber nicht, ob ein Haus Platz für sie habe.

Beide Wege sind nicht gangbar. Die Frau muß Gelegenheit haben, zu erwerben. Das steht fest. Ebenso fest steht aber auch, daß die schrankenlose Konkurrenz ihr nicht zum Heil gereichen kann. Sie ist die schwächere, und sie widmet die besten Jahre ihres Lebens dem Mutterberuf. Sie muß und wird beim Wettbewerb vom Manne überholt werden, und wenn sie es ihm gleichtut, so erschöpft sie sich frühzeitig.

Ein Ausweg bietet sich, indem man den Frauen, als dem schwächeren Geschlecht, den Wettbewerb erleichtert. Dies könnte wirksam geschehen, wenn man ihnen Gebiete anwiese, auf denen sie mit ihresgleichen, aber nicht mit den Männern konkurrierten, kurz durch Einfriedigung weiblicher Erwerbsgebiete. Nicht nach Schrankenlosigkeit, sondern nach Grenzschutz sollten die Frauen rufen! Eine Abgrenzung weiblicher Erwerbsgebiete würde keine Neuerung, nur eine Wiederholung dessen sein, was sich auf männlicher Seite in der Entwicklung der deutschen Arbeit mit der Zunftbildung vollzogen hat. Die Zünfte schlossen nach und nach die Frauen aus. Erst gewohnheitsmäßig, dann

gesetzmäßig. Und die Stadtobrigkeit, wie wir hörten, half ihnen. Jetzt müßte die Regierung den Frauen helfen, die Männer auszuschließen. Ein Unterschied läßt sich freilich nicht verkennen. Die Gewohnheit ging dem Zunftrecht vorher. Die Männer leisteten dieselbe Arbeit wie die Frauen. Ehe letztere von den Männern formal durch gesetzliche Gewalt verdrängt wurden, waren sie es tatsächlich durch die Leistung der Männer. Jetzt sollen die Frauen die Männer gesetzlich verdrängen, weil sie es durch ihre Leistung nicht können — so scheint es. Das Gesetz soll also durch die schwächere Leistung das Bessere verdrängen, d. h. die Kultur vergewaltigen. Dieser Schein trügt aber. Wir haben z. B. Schneiderinnen, die ebensogut arbeiten wie die Männer; wir haben ihrer aber wenige, weil die meisten nicht zuwarten können, bis ihre Arbeit nach Gebühr gewürdigt und begehrt wird. Der Schneider, der doppelt so hoch bezahlt wird, kann die doppelte Sorgfalt und Zeit auf eine Arbeit verwenden. Wäre die Kundschaft gezwungen, eine Schneiderin in Nahrung zu setzen, und würde diese dadurch instand gesetzt, hohe Preise zu fordern, so könnte sie ebenso sorgfältig arbeiten wie der Damenschneider. Ja ihre beweglichere Phantasie und leichtere Hand würde in anmutiger Erfindung ihn überflügeln.

Die Vorteile zünftlerischer Organisation der weiblichen Erwerbstätigen liegen auf der Hand. Eine Abgrenzung der weiblichen Arbeitsgebiete würde ein Erfassen der Beteiligten und damit ihren Zusammenschluß zu leistungsfähiger Organisation erleichtern und dadurch wieder eine geeignete Vorbildung und ein zweckdienliches, wirksames Hilfskassenwesen ermöglichen, ohne die Besorgnis zu rechtfertigen, daß mit zünftlerischem Zusammenschluß auch die alten Schäden des Zunftwesens zurückkehrten. Einer Überfüllung des Berufs wäre durch den Umstand vorgebeugt, daß sich ein Prozentsatz dieser erwerbstätigen weiblichen Personen verheiratet. Dieser

Schritt müßte Ausscheidung aus der Zunft zur Folge haben, der nur Meisterinnen, d. h. im beruflichen wie im sozialen Sinne Selbständige, angehören dürften. Dadurch würde stets Raum für Nachwuchs geschaffen, und dadurch würde ipso facto die Härte vermieden, mit der in der männlichen Zunft zur Verhütung der Überproduktion der Nachschub aufgehalten wurde. Schon ist prinzipiell der Weg zu diesem Ziele beschritten, denn zum Schutze der Frauen ist einiges in der Gewerbeordnung geschehen. Aber es ist nicht genug. Wenn wir von den Frauen verlangen, daß sie ihre besten Jahre dem Mutterberufe zum Wohl des Ganzen widmen, so hat die Vertretung dieses Volksganzen die Pflicht, nicht nur das Weib in Ausübung seines Hausmutterberufs — also in der Ehegesetzgebung — auf das weitestgehende zu schützen, sondern auch für Erleichterung der Erwerbstätigkeit in den Jahren zu sorgen, die dem Eheberuf vorhergehen und in der Verwitwung nachfolgen. An der Möglichkeit, die Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts zu organisieren, dürfte kein Zweifel bestehen. Wollte man einwenden, daß zur Zeit der Stadtwirtschaft zünftlerische Einfriedigung möglich war, in unserer Zeit aber die Gebiete zu groß seien, so wäre zu entgegnen, daß es andererseits „keine Entfernungen mehr gibt“ und daß man ja doch von anderen Gesichtspunkten aus die größte Organisation tatsächlich durchgeführt hat. In einem Lande, wo kein Knabe, und sei er im ödesten Waldeswinkel geboren, der militärischen Kontrolle entgeht, ist keine Organisation unmöglich, und scheine sie noch so schwierig. Hat die Stadtwirtschaft zur Volkswirtschaft sich erweitert, so sind dafür auch die Hilfsmittel des Staates gewachsen; was früher die Stadtverwaltung leistete, leistet jetzt der Staat. Erweislich überwindet er die Auffassung, im manchesterlichen *laissez aller, laissez faire* seine Hauptaufgabe zu erblicken und sich mit der Rolle eines Alten-teilers zu begnügen. Er zeigt energische väterliche Für-

sorge und breitet schützend starke Hände über die Schwachen. Zu den Schutzbedürftigen gehört aber in erster Linie das weibliche Geschlecht, das Geschlecht, das uns Mütter gibt.

Unter den für das weibliche Geschlecht einzufriedigenden Gebieten müßten sich vorab die befinden, die es in historischer Zeit inne gehabt, Gebiete, die Erweiterungen seiner hausmütterlichen Tätigkeit sind, wie Nadelarbeiten (Schneidern, Nähen, Sticken), Stricken, Wirken, Spitzenmachen. Nadel und Weberschifflein gehören in das Wappen der Frau. In diesen Berufen würden Schranken für Frauenarbeit auch zugleich Schranken für Frauenelend sein. Die Männer hätten dabei den Vorteil, von unterbietender Schmutzkonkurrenz befreit zu werden.

Anders liegt es in den freien Berufen, wo der Frau Unterricht, Erziehung und ärztliche Behandlung des weiblichen Geschlechts fraglos gebührt; daß ihr die geeigneten Bildungswege zu diesem Ziele offen stehen müssen, ist selbstverständlich. Hier ist die freiwillige Organisation bereits in raschem Fortschreiten begriffen. Die Lehrerinnen scharen sich zu großen Vereinen zusammen. Wie sie dadurch Einsicht beweisen, so zeigen sie das reife Urteil eines gebildeten Geistes, indem sie nicht darauf ausgehen, die Männer von Unterricht und Erziehung des weiblichen Geschlechts auszuschließen*), sondern im Gegenteil die wertvolle Mitarbeit der Männer erhalten wissen wollen. Das Schwergewicht soll auf Seite der Lehrerinnen liegen, aber die Gemeinschaft beider Geschlechter die Vollendung geben.

*) Helene Lange, Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung, S. 34.

IV. Folgerungen.

Aus der Einsicht in die dualistische Beschaffenheit des Frauenlebens ergibt sich für gewissenhafte Eltern und ihre Stellvertreter die ernste Frage: Wie machen wir das Mädchen am sichersten lebensstüchtig? Soll es auf Hausmutterpflichten vorbereitet werden, die es vielleicht nie erfüllt? Oder auf einen Erwerbsberuf, den es vielleicht bald verläßt?

Die Antwort auf diese Frage dürfte kaum zweifelhaft sein: Wollen wir das Mädchen lebensstüchtig machen, so muß seine Erziehung diesem Dualismus Rechnung tragen und ebenfalls zwei Möglichkeiten ins Auge fassen. Das Mädchen muß instand gesetzt werden, für sich selbst zu sorgen und für andere zu sorgen; es muß zur Selbstständigkeit wie zur Abhängigkeit, zu hauptberuflich erwerbsmäßiger Arbeit und zum Eheberufe geschickt sein.

Dieser Dualismus erscheint uns neu, daher befremdlich. Wir stehen bewußt oder unbewußt unter dem Eindrucke, daß die Frau ins Haus gehört und empfinden die Erwerbstätigkeit der Frau wie einen Bruch mit geheiligter Überlieferung. Hier ist nun aber zweierlei zu bedenken, erstens, daß insofern kein Bruch mit der Tradition vorliegt, als das Weib nach wie vor seine Hauptkraft dem Eheberufe opfert, und zweitens, daß der jetzige Zuschnitt zwar ohne alle Frage durch die unabwendbare Steigerung der weiblichen Erwerbstätigkeit eine stetig wach-

sende soziale Schwierigkeit darstellt, weibliche Erwerbstätigkeit neben der Hausarbeit aber uralte ist *). Der Dualismus, den wir feststellten, und dessen Berücksichtigung bei der Mädchenerziehung notwendig ist, ist daher in Wirklichkeit nichts Neues. Er ist uralte, nur tritt er uns jetzt ins Bewußtsein, und die Veranlassung hierzu ist die bedeutende Verschärfung, die er erfahren hat, und seine Ausdehnung auf sozial begünstigte Klassen. Ist uns diese Tatsache vertraut geworden, so erschreckt sie uns nicht mehr als etwas unvermittelt Neues, wir erschrecken eher über die Kurzsichtigkeit, mit der wir an Wahrheit und Wirklichkeit vorüber gegangen sind. Wir erschrecken in dem Gedanken, wieviel unverstandenes Menschenleid, wieviel stumme Not **) von uns unbeachtet geblieben ist und noch bleibt, und wie vielen Tränen und Kämpfen das Schwerste — die Bitterkeit — genommen würde, wenn die Frau auf ihr schwieriges Los vorbereitet wäre!

Blicken wir ratsuchend um uns, so finden unsere Gedanken Beruhigung, Halt und Ausweg durch einen Vergleich mit dem Leben des Mannes. Auch das männliche Leben ist beruflich nicht einheitlich abgegrenzt. Der Mann hat seinen Zivil- und seinen Militärberuf und muß beiden gerecht werden. Nun hinkt dieser Vergleich wie jeder andere (ein wesentlicher Unterschied wäre der, daß der Mann nur ganz vorübergehend seinem Hauptberufe entzogen wird), aber doch bietet er den Boden zu Analogieschlüssen. Wie alle deutschen Männer auf ihre Pflicht, das Vaterland zu verteidigen, vorbereitet werden, so müßten alle Mädchen auf ihre Hausmutterpflicht vorbereitet werden. Nicht alle Männer werden zum gleichen Grade ausgebildet; auf der breiten Schicht der Gemeinen steht der Unteroffizier und Offizier. So

*) Nörrenberg, Frauenarbeit in deutscher Vorzeit.

**) Am 2. Dezember 1895 hatten sich 217 421 weibliche Personen als arbeitslos bezeichnet. Berufsstatistik, Bd. 1, S. 252.

müßte die Masse der Mädchen bis zu einem bescheidenen Grade — dies aber ohne Ausnahme — hauswirtschaftlich geschult werden. Über dieser Schicht der Gemeinen ständen die Grade der besser geschulten Unteroffiziere und Offiziere bis zu den führenden Generalstäblern. Diese würden von den Frauen dargestellt, die sich berufsmäßig der Unterweisung in den hauswirtschaftlichen Pflichten widmen, ihr Arbeitsgebiet beherrschen und zu beruflich-disziplinerter, also gelernter Arbeit emporheben. Die Notwendigkeit solcher berufsmäßigen Disziplin haben Frauen wie Henriette Schrader, Anna Schepeler-Lette, Hedwig Heyl, Auguste Förster, Ida von Kortzfleisch, Freifrau von Schenck seit langem befürwortet, und ein wichtiger Schritt vorwärts ist durch die Gründung von Kochschulen und hauswirtschaftlichen Fachschulen getan worden. Auch die hauswirtschaftliche Schulung der breiten Masse wird sporadisch in Angriff genommen durch Kochunterricht in einzelnen Volksschulen. Auch das Vorgehen einzelner Arbeitgeber ist aner kennend zu erwähnen. Aber noch ist die hauswirtschaftliche Vorbildung der Mädchen dem Zufall überlassen, noch ist die Überzeugung von der Notwendigkeit dieser Vorbildung nicht durchgedrungen, noch kann ein Mädchen sich verheiraten, ohne daß es weiß, wie man ein Ei kocht. Hier liegt ein dankbares Arbeitsfeld für die Frauenbewegung, hier gilt es zu werben für die Schaffung von Gelegenheit zu elementarer wie zu berufsmäßiger hauswirtschaftlicher Ausbildung und für den staatlichen Zwang, die gebotene Gelegenheit zu benutzen. Ein Anknüpfungspunkt ließe sich finden. Der § 120 der Reichsgewerbeordnung mit seinem Zusatz vom 30. Juni 1900 gibt die Möglichkeit, wenigstens weibliche Handelsangestellte und -Lehrlinge zum Besuch einer Fortbildungsfachschule zu verpflichten. Der Zwang selbst muß freilich erst durch Landesgesetz oder Ortsstatut eingeführt werden. Nur Baden und Württemberg haben diesen Schritt getan. Es ist dringend zu

wünschen, daß alle Staaten ihrem Beispiele folgen und Fortbildungsschulzwang einführen *). Jede dieser Fortbildungsschulen aber könnte ohne große Schwierigkeit die Elemente der Hauswirtschaft in ihren Lehrplan aufnehmen und als Einzelkursus auch Hospitantinnen zugänglich machen.

Mit der Forderung einer mehrstufigen hauswirtschaftlichen Vorbildung, deren unterste Stufe zwangsweise alle Mädchen durchzumachen hätten, wird man weniger Widerspruch erwecken als mit der zweiten, jedem Mädchen Gelegenheit zu geben, eine Arbeit berufsmäßig zu lernen. Aber auch diese Forderung wird unterschreiben, wer durch die statistischen Gelände mitgewandert ist und sich vergegenwärtigt, daß 25% des weiblichen Geschlechts hauptberuflich erwerbstätig sind und daß die Ehe keine lebenslängliche Versorgung bedeutet. Wenn wir diese Tatsache fest im Auge behalten, daß das Mädchen weder weiß, ob es sich verheiratet, noch ob und wann es Witwe wird, so werden wir den Wunsch nicht abweisen können, daß es für eine berufliche Arbeit tauglich gemacht wird. Diesem Zwecke würde zunächst durch Gelegenheit zur Erwerbung gründlicher Fachschulung am besten entsprochen. Hier fehlt es. Unsere Dienstboten klagen über ungenügende Löhne — und wir wissen doch, wie gesucht tüchtige Dienstmädchen sind. Das Elend der Heimarbeiterinnen erweckte bei dem großen Berliner Streik 1896 die Teilnahme der gebildeten Welt — und die bedeutendsten Firmeninhaber und ersten Zwischenmeister erklärten, daß tüchtige Arbeiterinnen gut bezahlt würden, die Masse könne aber nichts, ungelernete Arbeit stünde nicht hoch im Preise, überdies sei das Angebot enorm.

*) Im Jahre 1902 zählte die Schweiz 214 Mädchenfortbildungsschulen, Koch- und Haushaltungsschulen, zu denen 700 000 Frank von den Gemeinden, der Bundesregierung und den Kantonsregierungen beigesteuert wurden. (Köln. Volkszeitung vom 6. Nov. 1903.)

In anderen sozialen Schichten ist es schon etwas besser bestellt. Die im Handel und Verkehrsgewerbe Beschäftigten können schon eine gründliche Fachbildung vielerorts erreichen — aber an diesen Umstand knüpft sich die Erfahrung, daß, wie schon erwähnt, die Gelegenheit nicht freiwillig in ausgiebiger Weise benutzt wird. So unterlag in Frankfurt am Main die städtische Handelshochschule für weibliche Lehrlinge mit dreijähriger Schulzeit der Konkurrenz einer Privathandelschule mit zweijähriger Schulzeit. Die städtische Anstalt mußte aus Mangel an Schülerinnen in eine Handelsfachschule mit zweijähriger Schulzeit umgewandelt werden. Dann hatte sie Zuspruch. Den jungen Mädchen hieran die Schuld beimessen, hieße verlangen, daß das Ei klüger sein soll als die Henne. Wir können von ihnen nicht mehr Einsicht erwarten als von ihren Eltern, Vormündern oder Prinzipalen. Diese müßten gezwungen werden, die weiblichen „Jugendlichen“ ebensogut in Fortbildungsschulen zu schicken wie die männlichen.

Für die Fortbildung von Lehrerinnen ist durch Errichtung von Oberlehrerinnenkursen und Zulassung zu akademischem Studium ebenfalls gesorgt.

Den besitzenden Klassen, die keines Brotstudiums benötigen, stehen zahlreiche Bildungsstätten offen — hier liegt die Schwierigkeit nicht mehr in mangelnder Gelegenheit zu gründlicher Ausbildung *), sondern in den zu überwindenden Vorurteilen. Nichtstun gilt noch vielfach für vornehm. Infolgedessen werden die Töchter derjenigen Familien, „die es können“, auf den Müßiggang dressiert, auf ein pflichtloses Genußleben, das sie zu jeder Arbeit untauglich macht. Hat sich die Schultür geschlossen, so besteht die einzige wichtige Aufgabe darin, sich zu putzen. Durch Spielerei mit allerlei brotlosen Künsten wird dieser

*) Jüngst hat der bayrische Kultusminister Dr. von Wehner die Landesuniversitäten weiblichen Studierenden geöffnet; sie können, die nötige Vorbildung vorausgesetzt, auch immatrikuliert werden.

Müßiggang gewürzt. Das Charakteristikum dieser ästhetischen Spielerei ist, daß sie nie zu sicherem technischen Können, zur bescheidenen Meisterschaft führt, sondern — weil die Disziplin fehlt — stets zweck- und zielloser Dilettantismus bleibt. So wird die geistige Verdauung durch stete Süßigkeitsnäscherei immer mehr erschlaft und mit der Zeit ganz ruiniert.

Die führende Männerwelt, die in diesem Tändelspiel der schulentlassenen höheren Töchter die geeignete Vorbereitung auf den verantwortungsreichen Posten einer Hausmutter sieht und deshalb nichts zur Bekämpfung dieses Müßigganges tut, wird den Gedanken, daß alle Mädchen eine Sache können sollten, mit dem Bemerkten abweisen, daß die wohlhabenden Mädchen nicht nötig hätten, zu arbeiten und den Duft der Weiblichkeit zu zerstören, da sie alle heirateten. Wir wollen es uns versagen, dieser Antwort gegenüber darauf hinzuweisen, daß das Mädchen trotz seiner Wohlhabenheit vielleicht früh Witwe wird, und daß sein Geld ihm keinen Lebensinhalt bietet, wir wollen nicht zugunsten des heiratenden Mädchens, sondern des freilebenden Mannes sprechen, wenn wir ihm zu bedenken geben, daß ohne Disziplin kein geordnetes Gemeinschaftsleben möglich ist. Disziplin aber ist Übung und will erworben sein. Im häuslichen Leben der Tochter fehlt aber leider das disziplinierende Moment. Mit dem Erwerben berufsmäßigen Könnens würde diese Lücke ausgefüllt und das Mädchen in etwa diszipliniert. Dadurch würde es auf irgend welche spätere Arbeit und auf eine spätere Gemeinschaft vorbereitet, mithin auch auf diejenige Lage, die ihm Arbeit und Gemeinschaft zugleich bietet: auf den Eheberuf. Mangel an Disziplin ist die Ursache von viel häuslichem Ungemach. Man denke nur an die berüchtigte Unpünktlichkeit der Frauen, an ihre Vergeßlichkeit, die den vielbeschäftigten Mann zur Verzweiflung bringen kann. Selbst wenn wir George Elliots in Daniel Deronda

geäußerten Ansicht über den Wert der Disziplin: „Genius in the beginning is little more than a great capacity for receiving discipline“ in Zweifel ziehen wollen, so dürfte die Behauptung unanfechtbar sein, daß ohne einen gewissen Grad von Disziplin weder eine erfolgreiche Tätigkeit (geschweige denn eine Meisterschaft) noch eine Gemeinschaft denkbar ist. Ein preußischer Unteroffizier könnte eher General werden als ein vertrottelter Müßiggänger Unteroffizier. Um der Disziplin willen ist es wichtiger, daß das wohlhabende Mädchen arbeitet, als was es arbeitet.

Lernt die höhere schulentlassene Tochter arbeiten, d. h. beschäftigt sie sich in irgend einer Richtung pflichtmäßig (mit Vergnügen, aber nicht zum Vergnügen, regelmäßig, nicht nach Laune), so wird sie geistig zunehmen auch zu bescheidener Meisterschaft gelangen, aber dieses geistige Wachstum wird an Bedeutung weit übertroffen durch den moralischen Gewinn. Die geordnete ernste Arbeit wird das Mädchen an Vertiefung, Sammlung bereichern. Dieser Gewinn ist für das Wachstum der Persönlichkeit so wertbestimmend, daß der Hinweis darauf die Antwort auf einen beliebigen Einwand bilden kann. Man hört bisweilen die Ansicht: „Warum soll die Ausbildung des Mädchens was kosten! Wenn es sich verheiratet, ist alles weggeworfen.“ Es ist nichts vergeblich, was ein Mädchen an geistiger oder moralischer Förderung einheimst. Was die Persönlichkeit hebt, kommt dem Eheberuf zugute. Welchen Vorzug körperlicher, geistiger oder moralischer Natur könnte die Frau im Laufe ihres Hausmutterlebens nicht verwerten? Gesundheit, Schönheit und Jugendkraft gelten unbestritten als Vorzüge — aber genügen sie ohne Gewöhnung zu gewissenhafter Erfüllung großer und kleiner Pflichten? Und wird diese Gewöhnung eher durch leichtfertiges Tändeln und Müßiggang erreicht als durch Arbeit? Ist der Frau Wissen förderlicher oder Unwissenheit? Sollte zum Beispiel eine fachmäßig gebildete Chemikerin weniger Aufmerksamkeit

auf die Ernährung einer Familie verwenden, weil sie in Fachausdrücken über den Wert der Ernährung Auskunft geben kann? Oder sollte eine berufsmäßig geschulte Krankenpflegerin vielleicht nachsichtiger gegen schlechte Lüftung und mangelhafte Sauberkeit im eigenen Hause sein, weil sie genau weiß, wie viel von beiden Faktoren für die Gesundheit ihrer Familie abhängt? Was auch immer für ernste Erziehung und wahre Bildung der Mädchen ausgegeben wird, ist nicht verloren, sondern ein gut angelegtes Kapital. Heiratet das Mädchen nicht, so kann es auf dem gelegten Grunde weiter bauen; heiratet es aber, so wird direkt durch seinen Besitz an Wissen oder Können und noch mehr durch den moralischen Gewinn eines disziplinierten Willens und der Gewöhnung zu pflichtmäßiger Arbeit das Haus bereichert. Wollte man einwenden, keine Ausbildung könne die Mädchen gewissenhaft machen, so würde das eine Verschiebung des Gesichtspunktes sein. Gewiß macht Bildung an sich so wenig gewissenhaft wie Unwissenheit gewissenlos. Wissen und Gewissen sind zwei verschiedene Gebiete. Hier handelt es sich aber nicht um die Frage, wie man das Gewissen schärft und entwickelt, sondern um den Einwand, daß Geld, Zeit, Mühe und Kraft, für berufsmäßige Fortbildung der Mädchen ausgegeben, im Heiratsfalle verloren seien.

Es ist hier auch wohl in Anschlag zu setzen, daß jede Tätigkeit, die das Leben der höheren Tochter innerlich und äußerlich bereichert und festigt, ein Schutz vor der Gefahr ist, eine Geschäftsehe einzugehen, sich für äußere Vorteile, gleichviel, ob um Wohlleben, Namen oder Rang, zu verkaufen. Einem natürlichen, reinen Mädchen würde dies unmöglich sein, denn das Mädchen besitzt von Natur Stolz, der nur durch Liebe besiegt werden kann. Eine höhere Tochter aber, die durch Müßiggang moralisch gebrochen worden ist, hat keinen Stolz. Nichts bricht den echten Stolz so sehr wie der Müßiggang, der die Mädchen unfähig macht, auf eigenen Füßen

zu stehen. Arbeiten können sie nicht, genießen wollen sie — da wird die Zugbrücke heruntergelassen und das Tor der Festung weit geöffnet — jeder „goldbeladene Esel“ kann hinein, er braucht nicht einmal Wälle zu übersteigen.

Wenn die Müßiggängerinnen die Ehe zum Geschäft erniedrigen und zum Rückgang der Rasse das Ihre beitragen, so fördert der Stolz der unabhängigen Mädchen die wahre Ehe und damit die Veredelung der Rasse. Unabhängig ist aber, wer im Notfall für sich selbst sorgen kann. In diesem Sinne wird jedes berufsmäßige Können der Mädchen — weit entfernt davon, der Rasse zu schaden — ihren Stolz kräftigen, ihre Festungswälle erhöhen. Sie werden nur dem Manne folgen, den sie lieben.

Aber wie steht es nun um die, die nicht die Ehe schließen?

Es bedarf kaum eines Hinweises, daß alle diese einen Ersatz haben müssen. Wer hier auf das andere Geschlecht verweisen und sagen wollte, daß viele Männer ehelos, aber zufrieden lebten, der würde wieder einmal vergessen, daß Mann und Weib verschieden sind, daß die Ehe für den Gatten ein Ehrenamt ist, das neben seinem Hauptberufe herläuft, für die Gattin aber Beruf, der Inhalt des Lebens schlechthin. Bis die Frauenbewegung einsetzte, d. h. bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, hatte wie bekannt in Deutschland in weiten Kreisen, wenn auch nicht durchgehends, die Sache so gelegen, daß die Heirat absolut einziger Zweck und Inhalt des weiblichen Lebens war. Sein oder Nichtsein hieß für das Mädchen Verheiratetsein oder Nichtsein. Das weibliche Geschlecht schied sich in Phanerogamen und Kryptogamen. Die Phanerogamen, die Lichtpflanzen, waren die, die in der Sonne männlicher Gunst gedeihen durften, die Kryptogamen waren die licht-, d. h. mannlosen Existenzen, die kein Recht auf einen Platz an der Sonne hatten, weil sie nicht männlichen Augen begehrenswert dünkten. Sie hatten im Dunkel ihres Nichts zu

verschwinden. Sie waren nicht daseinsberechtigt, wenigstens nicht mehr von ihrem fünfundzwanzigsten Jahre ab. Als Balzac „la femme de trente ans“ entdeckt hatte, durfte eine weibliche Person sogar dreißig Jahre alt werden. Dann aber war es vorbei. Wenn sie anfang, ein reicheres Innenleben zu führen, wenn ihr inwendiger Mensch wertvoller geworden war, war sie dennoch unwiederbringlich gesellschaftlich entwertet, denn in der Welt galt nur ihr Jugendschmelz. Es war für sie kein Platz mehr. Der junge Nachwuchs drängte sie hinaus. Aber wohin? Bei den Verheirateten war auch kein Platz für sie. Mitleidig schwiegen die alten, verlegen die jungen Mütter in ihrer Gegenwart. Welche Herzensgröße, welche Ergebung, welche moralische Überlegenheit hat doch dazu gehört, dies unverdiente Los ohne Bitterkeit zu tragen!

Für diese Einsamen ist die Forderung, daß alle Mädchen eine Arbeit können sollen, von dem allergrößten Wert. Prinzipiell ist sie von Wert, weil das Mädchen durch Schulung zu berufsmäßigem Können eine Bedeutung neben seiner Geschlechtszugehörigkeit bekommt, und praktisch ist es von Wert, weil Disziplin zu allen Dingen gut ist. Das Sprichwort: „Wer eins kann, kann alles“, paßt hierher. Es will wohl sagen, daß die Disziplinierung, die Selbstzucht, die der einen Meisterschaft zugrunde liegt, den Grund zu weiterem Ausbau bilden kann. In berufsmäßiger Arbeit und Fortbildung kann die Unvermählte wertvollen Lebenszweck finden, gerade wie der Mann, aber ein Unterschied mit dem Manne besteht doch nebenher. Das Weib ist im Gemüt auf das Kind, auf Gemeinschaft, angelegt. Der Mann will das Weib, das Weib aber das Kind. Daß es dumme, kleinliche und entartete Weiber gibt, die für das Kind kein Verständnis haben, daß es Furien gibt, die den Namen Weib schänden, ändert an dieser elementaren Wahrheit nichts. Im Gegenteil. Das instinktive Erstaunen über Frauen, die Kinder „nicht mögen“, und der Ab-

scheu, den das entartete Weib einflößt, sind deutliche Beweise dafür, daß die Natur des Weibes zum Kinde strebt. Dieses Bedürfnis des Gemütes muß auch Ersatz haben, und geistige Interessen oder Berufsarbeit allein füllen das Gemütsleben nicht aus. Die Berufsarbeiterin muß menschliche Beziehungen haben, gleichviel, ob sie Tabakarbeiterin ist oder ihren Doktor gemacht hat. Der natürliche Boden dieser Beziehungen, die Familie, ist durch dieselben Ursachen gelockert worden, die die überschüssigen weiblichen Familienglieder zu Berufsarbeiterinnen machen; könnte das Haus noch alle weiblichen Hände produktiv verwerten wie zur Zeit der reinen Privatwirtschaft, so hätten wir eben nicht drei Millionen außer dem Hause hauptberuflich Erwerbstätige. Viel ehelose (unvermählte oder verwitwete) Berufsarbeiterinnen haben den Anschluß an die Familie eingebüßt. Es gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Beschützer und Förderer der Frauensache, dem Gemeinschaftsbedürfnisse der Vereinsamten aller Klassen Rechnung zu tragen. Die bürgerliche Frauenbewegung ist in ihrer Gesamtheit noch nicht so weit, hierauf besonderes Gewicht zu legen, sie fährt vorläufig noch mit vollen Segeln im Fahrwasser des schrankenlosen Individualismus. Dies Merkmal zeigt nicht sowohl der rechte Flügel, weder der Allgem. D. F. V. noch der Berliner F. V., als vielmehr der radikale linke Flügel, der im „Verbande fortschrittlicher Frauenvereine“ organisiert ist. Ist es bedauerlich, so ist es doch erklärlich. Es ist die natürliche Reaktion gegen die ebenso schrankenlosen Ansprüche, mit denen die Gemeinschaft das weibliche Geschlecht bislang aufgesogen hatte. Das Weib hat jetzt seine Individualität entdeckt, es hat sich selbst gefunden und freut sich dessen. Der Schwung, den diese Freude gibt, ist nötig gewesen, um die Bewegung über alle Schwierigkeiten hinwegzutragen. Es kommt künftig aber alles darauf an, ob die Bewegung als klares Ziel erkennt, Individualitäten bilden zu wollen, um durch sie die Ge-

meinschaft zu heben, oder ob sie die Individualität als Endzweck setzt. Die Ausbildung der Individualität ist zunächst Selbstzweck, aber stets Teilzweck, nie Endzweck. Es macht dies den Unterschied, ob die Bewegung ein eminenter Kulturfaktor ist oder nicht, ob sie Auflösung oder Stärke bringt, ein Segen oder ein Fluch wird. Daß die Frauen von dem individualistischen Zeitgeiste nicht hätten ergriffen werden sollen, wäre zu viel verlangt. Ohne diesen Zeitgeist hätten sie sich auch nicht selbst entdeckt, hätten auch nicht die Begeisterung gefunden, mit der sie lieblosem Hohn und verständnislosem Spott gegenüber Reformen beharrlich gefordert haben. Und die neue Zeit braucht Reformen, braucht ein neues Frauengeschlecht! Die Frauen müssen anders werden — (anders heißt nicht: schlechter oder besser —) als die im Schutze des Hauses „hold lächelnde, sanft sprechende“ Lalage oder die Gattin des glücklichen Landbewohners, die dem Gatten „dapes inemptas apparat“. Jetzt muß die städtische Frau eben dem Hause gekaufte Mahlzeiten vorsetzen (wenn sie nicht wohlhabend ist und aus Liebhaberei Gemüse baut), sie muß auf dem Markte kaufen, und auf dem Markte ist holdes Lächeln und sanftes Sprechen nicht immer zweckdienlich, schützt auch nicht davor, sich mit holzigem Kohlrabi, alten Rebhühnern oder margarinehaltiger Butter anführen zu lassen und recht ungenießbare Mahlzeiten einzukaufen — ein Übelstand, mit dem selbst das holdselige Lächeln einer Lalage auf die Dauer zu teuer bezahlt sein würde. Die Zeitaufgaben des weiblichen Geschlechts zwingen, einen anderen Maßstab anzulegen. Wir brauchen geistig entwickelte, energische Frauen, Frauen, die im Hause im Notfalle „ihren Mann stehen“, d. h., den Gatten für seine vielseitigen Aufgaben frei machen und ihn schon zu seinen Lebzeiten im Hause voll vertreten können. Im Fall der Verwitwung sind sie dann nicht völlig rat- und tatlos, sondern können „den Kindern den Vater ersetzen“.

wie Goethe will, oder unmittelbar in charitativer Arbeit sich dem Ganzen tätig widmen. Eine solche Frau muß und wird wohl oder übel ihre Individualität ausgebildet haben. Und die Gemeinschaft wird die Früchte davon ernten. Gewiß ist eine Gemeinschaft ohne Individualitäten leichter, bequemer — aber auch unbedeutend bis zur Wertlosigkeit; eine Gemeinschaft von Sandkörnern ergibt nur eine Wüste. Umgekehrt ist eine Individualität ohne Gemeinschaftsfähigkeit ein starrer, unfruchtbarer Fels im Meere. Zwischen beiden Klippen hindurch muß die Frauenbewegung den Weg finden. Zwischen blinder Unterordnung (eines unentwickelten Geschlechts unter ein vollwertiges) und zwischen einseitiger, unfruchtbarer Selbstbehauptung liegt der Weg zur bewußten Einordnung in die Gemeinschaft, der Weg zur Vollendung.

Sich einordnen heißt, eine Ordnung außer uns anerkennen und sich ihr fügen. Ordnung setzt einen Ordner voraus, ein Organ, eine Persönlichkeit, die mit Autorität ausgerüstet ist. So kommen wir auf dem Wege zur „Vollendung durch die Gemeinschaft“ zur Autorität als einer Forderung der Vernunft. Autorität ist Ordnung.

Pessimisten glauben nicht, daß die Frauenbewegung diesen Weg einschlagen wird. Ein österreichischer Schriftsteller sieht in der Bewegung das Mene Tekel für die Gesellschaft. Er hätte insofern recht, als ein unheilbar vom individualistischen Geiste zersetztes weibliches Geschlecht unfähig sein müßte, den aufopferungsvollen Mutterberuf zu versehen, und damit die Gesellschaft ruinieren würde, wie Rom unterging, weil es keine Mütter mehr hatte. So liegt die Sache aber nicht. Als Durchgangsphase war der Individualismus historisch nötig, ja er ist so lange erklärlich, wie die Frauen gezwungen sind, um ihre Besserstellung zu kämpfen und im Widerstande gegen die Männer, die *beati possidentes*, in der Volkswirtschaft den Platz zu erstreiten, den die Privatwirtschaft ihnen nicht mehr gibt. Eine ernste Gefahr

läge aber nur vor, wenn dieser Geist aus der Frauenwelt selbst gekommen wäre. Das ist er aber nicht, wie wir bereits wissen. Und so wird die Frauenbewegung ihn überwinden und an seine Stelle die neue Auffassung von der staatlich organisierten Gesellschaft setzen, die dem einzelnen Opfer auferlegt, indem sie das Ganze über die einzelnen Teile stellt und jedem Pflichten gegen die Gesamtheit zuerkennt. Das Wohl des Ganzen ist die unsichtbare Schranke, die den einzelnen Schichten wie dem Individuum und seinem Egoismus gezogen ist. Je eher die Frauenwelt wieder ins Gleichgewicht kommt, desto eher wird die Frauenbewegung sich zu dieser Auffassung zurückfinden und dann an ihrem Teile dazu tun, daß nach dem verflossenen Jahrhundert der individualistischen Auflösung unser Jahrhundert eins der Gemeinschaftspflege und des Gemeinsinns werde.

Wer den einsamen Frauen Arbeit gibt (gleichviel ob zum Unterhalt oder Inhalt ihres Lebens) und sie zur Gemeinschaft erzieht, dient ihnen am besten. Ohne Gemeinschaft füllt die Arbeit sie nicht aus, und ohne Erziehung zur Gemeinschaft sind sie derselben nicht fähig. Gemeinschaftsbildungen, und nicht nur in Form von Vereinen, sind denn auch ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Sie sollen das gelockerte Familienleben ersetzen, von dessen Schädigung auch die Männer betroffen werden. Überall in den großstädtischen Menschenfluten entstehen kleinere oder größere Gemeinschaftsinseln. Materielle oder ideelle Zwecke führen Gleichgesinnte zusammen. Professor Zimmer gründet Pensionate und Heime für seinen Diakonieverein. Heinrich und Julius Hart gründen ein Haus in Schlachtensee bei Berlin mit Familien- und Einzelwohnungen zu gemeinschaftlichem Leben. Johannes Müller eröffnet in Schloß Mainberg bei Schöningen in Unterfranken ein Haus für solche, die da suchen, und will einen harmonischen Kreis Gleichgesinnter um sich scharen. In Berlin bildet sich (von Lily Braun angeregt)

eine Genossenschaft und baut ein großes Haus mit Familien- und Einzelwohnungen zwecks zentralisierter Wirtschaftsführung. Speziell für Frauen entstehen Klubs, Heime und Hospize für Begüterte und Unbemittelte zu vorübergehendem oder auch dauerndem Aufenthalte. Auch Arbeitsgemeinschaften werden zu gründen versucht.

Alle diese Gemeinschafts- oder Genossenschaftsunternehmungen sind neu, ihre Entwicklung bleibt abzuwarten. Auf eine vielhundertjährige Überlieferung dagegen kann eine Form der Genossenschaft zurückblicken, die sich in der Christenheit unter den verschiedensten Zeitumständen bewährt hat: die Genossenschaft auf religiös-demokratischer Grundlage, das Kloster.

Daß die klösterliche Gemeinschaft eine Wirtschafts-genossenschaft auf religiöser Grundlage ist, ist allbekannt*), daß die Klosterobern aber von den Mitgliedern gewählt werden, daß die Grundlage folglich eine demokratische ist, und daß die Obern der Inspektion der Bischöfe unterstehen, ist außerhalb katholischer Kreise weniger bekannt, am wenigsten aber der andere Umstand, daß nicht nur der Eintritt, sondern auch der Aufenthalt im Kloster ein freiwilliger ist, daß ein Mitglied austreten oder ausgeschlossen werden darf, von einer „widerrechtlichen Freiheitsberaubung“ folglich nicht die Rede sein kann. Das Kloster ist eine Genossenschaftsform, die der weiblichen Natur entspricht, das geht auch aus der Unausrottbarkeit der Klöster hervor. Würden sie heute alle zerstört und die Erinnerung verlöscht, die nächste Generation würde sie neu erfinden. Bedauerlich ist, daß die Art des klösterlichen Lebens so wenig bekannt ist. Der Außenstehende kann sich schwer einen Begriff vom Klosterleben machen,

*) Auffallenderweise wird gerade von frauenrechtlicher Seite übersehen, daß das Kloster auch eine wirtschaftliche Versorgung der Beteiligten bedeutet, ja vor der Reformation im großen Prozentsatze vorwiegend zu einer solchen geworden war auf Kosten der Pflege des geistlichen Lebensinhalts.

von der Fröhlichkeit in der Arbeit, von der Stärke im Leiden, der Willigkeit des Gehorsams *).

Vor allen Genossenschaftsformen der Gegenwart hat das Kloster einen bedeutenden Vorsprung. In erster Linie wohl durch die erdrückende Wucht seiner historischen Bedeutung, aber auch durch die praktische Erfahrung in bezug auf die Verfassung, die Regeln der Klöster, d. h. auf die der Gemeinschaft zugrunde liegende Ordnung. Hier herrscht eine Vielseitigkeit wie in den Zunftverfassungen der mittelalterlichen Städte. Vielseitig sind auch die Arbeitsgebiete der Klöster, gemeinsam ist allen das Prinzip, durch die rechte Verteilung von körperlicher und geistiger Arbeit die Gesundheit zu erhalten und die Insassen des Hauses vor Einseitigkeit zu bewahren. Die peinliche Sauberkeit, die dem Kloster, wie dem Deck der Kriegsschiffe, Schmuck und Schimmer verleiht, bietet in allen Ordenshäusern viel Anlaß zu körperlicher Arbeit im Hause selbst.

Bei aller Vielseitigkeit der Formen in Leben und Arbeit ist allen Kloster-genossenschaften gemeinsam die Disziplin, ohne die kein Gemeinschaftsleben möglich ist. Die größte Schwierigkeit freiwilliger Gemeinschaft hat das Kloster überwunden: Gehorsam ohne Zwangsmittel und Einheit trotz Pflege der individuellen Anlagen. Da ist keine Anlage geistiger oder künstlerischer Natur, keine Art körperlicher Geschicklichkeit, die nicht Platz und Förderung fände, denn das Kloster ist eine kleine Welt und kann alles in seinen Dienst nehmen. Im Kloster findet das junge Mädchen nicht nur Halt, Gemeinschaft, es findet auch Arbeit und Ausbildung. Kein Wunder, daß in unserer Zeit des gelockerten häuslichen Lebens

*) Jüngst fragte jemand: „Wie geht es zu, daß alle Klosterfrauen schön sind?“ In dieser Form ist die Frage sicher falsch. Der sie stellte, hatte wohl die Schönheit der Physiognomie, nicht der Züge gemeint. Diese erstere ist wohl aus dem psychischen Moment des Glücksgefühls zu erklären, das das Losgelöstsein von sich selbst verleiht.

neue Klostergemeinschaften entstehen, die neuen Zeitbedürfnissen entgegenkommen.

Für das Kloster erheben sich Stimmen auf allen Seiten. Man möchte diese erprobte Genossenschaftsform der Gegenwart entsprechend ausbauen und verwerten. Aber es fehlt auch nicht an Stimmen, die sich energisch gegen diese Form der Gemeinschaft, gegen diese Art des Zusammenschlusses alleinstehender weiblicher Personen wenden. Beide Richtungen glauben aufrichtige Freunde und Förderer der Frauensache zu sein, beide haben ernsthafte Erwägungen angestellt und beide sind konsequent. Beide gehen von dem Punkte aus, daß die Unvermählte im Nachteile ist, daß sie entschädigt werden muß. So weit gehen sie zusammen, dann aber scheiden sich die Wege je nach der Weltanschauung. Die einen wollen die Unvermählten entschädigen, indem sie die Institution der Einehe einreißen und allen ein eheliches Leben ermöglichen, die andern wollen den Unvermählten einen gleichwertigen Beruf geben.

Folgen wir zunächst den ersten von beiden.

Wer der Ansicht ist, daß dieses Erdendasein das einzige und letzte ist, daß der Tod nichts ist, und nach dem Tode auch nichts ist, der muß ein unlösliches Rätsel in dem Umstande erblicken, daß zahlreiche ganz vorzügliche weibliche Personen nicht zu dem Zwecke gelangen, auf den ihre Natur angelegt ist: zur Ehe und Mutterschaft. Wer diesen Umstand erwägt, kommt, wofern er „edel, hilfreich und gut“ ist, zu dem Gefühl, daß hier eine Ungerechtigkeit vorliegt, und von diesem Gefühl ist nur ein Schritt zu dem Wunsche, Abhilfe zu schaffen. Aus diesem Wunsche heraus sind ernste Menschen zu der Forderung gekommen, an die Stelle der lebenslänglichen gesetzlichen Einehe die freie Liebesvereinigung zu setzen, die ohne Umstände geschlossen oder gelöst werden kann, und durch erleichterten Wechsel mehr weiblichen Personen die Erfüllung ihrer Naturbestimmung — wenn auch nur vorübergehend — ermöglichen könnte.

Schon der bare nackte Geschlechtsegoismus — von allen ethischen Erwägungen abgesehen — sollte das weibliche Geschlecht davor bewahren, hier zuzustimmen. Die Ehe ist für das Weib ein Schutzinstitut, für den Mann ein Zwangsinstitut. Nicht er, sie trägt die Folgen der Vereinigung. Nicht er, sie ist unter der Last der Geschlechtsaufgabe unterstützungs- und schutzbedürftig. Die Eheinstitution ist das sichere Dach, unter dem das Weib Zuflucht gefunden hat, die Ehegesetzgebung die Mauer, die männliche Weisheit männlicher Willkür gezogen hat. Nicht Frauen, Männer haben die Ehegesetzgebung gemacht, Männer, die ihr Geschlecht und seine Natur gekannt haben. Wer das Weib schützen, befreien, heben will, darf ihm nicht das Dach über dem Kopfe abdecken oder seine Schutzmauer einreißen, sondern muß beide auf ihre Sicherheit hin untersuchen und für Aufbesserung sorgen. Jede Bemühung, die lebenslängliche gesetzliche Einehe auch nur zu erschüttern, geschweige denn ganz abzuschaffen, läuft auf Schädigung des weiblichen Geschlechts hinaus. Die Gesamtheit aber schädigen, um die Unvermählten zu entschädigen, das wäre, wie wenn man ein Schutzdach abdecken wollte, so daß alle unter freiem Himmel sitzen.

Vom Standpunkte des Mannes ist ein solches Vorgehen (menschlich gesprochen) insofern erklärlich, als der Mann unter dem Wechsel weniger leidet, als das Weib. Er ist rein natürlich an der langen Dauer der Ehe weniger interessiert als das Weib. Ihm ist die Gattin als Geschlechtswesen nicht unersetzlich. Was aber das jungfräuliche Weib dem Gatten gibt, ist unersetzlich, ist ein so großes Geschenk, daß es ihn für die Dauer seines Lebens verpflichtet. Diese Verpflichtung festzulegen, ist das Bestreben und Bemühen der Gesetzgeber gewesen, die ihr Volk zu einem Kulturvolk machen wollten. Sie schützten mit der lebenslänglichen Einehe das höchste Gut des Weibes und damit das Weib selbst und mit dem Weibe

das Kind. Ohne diesen Schutz ist das Weib männlicher Willkür preisgegeben. Ohne diesen Zwang würde der Mann immer wieder in Willkür zurücksinken. Die Natur nötigt ihn physisch nicht zur Treue, sie nötigt aber für lange Zeiträume das Weib dazu. Der Mann hat sich die Institution der lebenslänglichen Einehe abgerungen, sie bedeutet für sein Geschlecht Zählung, Überwindung, sittlichen Willen. Der Schritt zur Einehe ist der größte Fortschritt gewesen, den die Menschheit gemacht hat. Der Mann zahlt mit dem Verlust seiner Bewegungsfreiheit einen hohen Preis dafür. Kein Wunder, daß er — vom rein natürlichen Standpunkte aus — von jeher Versuche gemacht hat, den Zwang abzuschütteln oder doch wenigstens zu erleichtern. Im vorigen Jahrhundert, das das Erbteil der französischen Revolution antrat, im Jahrhundert des Manchestertums auf allen Gebieten, wurde energisch versucht, das Joch der lebenslänglichen Einehe abzuschütteln und die Freiheit zurückzugewinnen. Es gelang insofern, als die Institution wenigstens ihrer religiösen Weihe entkleidet wurde. Ein hemmendes Moment war damit beseitigt. Die Ehe wurde ein Pakt, der einem leid werden konnte, wie ein Mietskontrakt. Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Pakt dem Manne leichter leid wird als der Frau. Die Gattin setzt alles aufs Spiel; ist sie im Dienste der Familie aufgebraucht worden, so hätte der Mann es leicht, einen jugendlichen Ersatz für die alternde Gattin zu finden, sie aber fände nicht leicht einen Mann, der die Pflicht ihrer Versorgung auf sich nähme, nachdem sie einem anderen ihre Jungfräulichkeit, ihre Jugendkraft gegeben. Wer das Interesse der Frauen vertritt, muß deshalb für die lebenslängliche Einehe eintreten. Zum Glück braucht man nicht fortzufahren: Und wer das Interesse der Männer vertritt, muß für Erleichterung der Ehescheidung oder Trennung eintreten. Denn die Interessen der Geschlechter stehen sich nicht in dieser Weise entgegen. Als Bürger eines

Kulturstaaes ist der Mann interessiert an der Aufrechterhaltung der Ordnung, und Ehe ist Ordnung. Als Menschen fördert ihn der Einfluß der Familie mit all den Opfern, die sie ihm auferlegt, und sie legt ihm in der Tat Opfer auf. Er hat die Familie, aber die Familie hat auch ihn.

Nun wird man nicht verfehlen, einzuwenden, daß doch auch das Weib als Gattin schwer unter dem Ehejoch leiden könne. Das wird niemand bestreiten. Aber auf 100 Männer, die die Ehe abschütteln wollen, werden wohl nur 50 Frauen kommen, die den gleichen Wunsch haben. Auch über die Berechtigung dieser Annahme können wir die Statistik befragen: Die Zahl der Geschiedenen eines bestimmten Zeitraums für beide Geschlechter kann entweder gleich hoch sein oder ungleich. Ist die Zahl gleich hoch, so dürfen wir annehmen, daß beide Teile in gleichem Maße sich nicht wieder verheiratet haben. Ist die Zahl ungleich, so dürfen wir annehmen, daß von dem einen Geschlecht sich mehr wieder verheiratet haben als vom andern.

Die Statistik*) gibt folgende Auskunft:

Von der nach dem Familienstand geordneten Bevölkerung
waren geschieden

	männlich	weiblich
Jahr	%	%
1871	0,12	0,22
1880	0,09	0,18
1885	0,10	0,19
1890	0,10	0,20
1900	0,11	0,21

Ein Vergleich der beiden Reihen ergibt, daß die Zahl der geschiedenen Frauen rund noch einmal so groß ist wie die der Männer. Da zur Scheidung nun immer zwei gehören, so ergibt sich, daß die Hälfte der geschiedenen Männer wieder geheiratet hat.

*) Volkszählung vom 1. Dez. 1900, I. Teil, S. 93.

Dasselbe Ergebnis hat ein Vergleich der Zahl der Witwer und Witwen. Der Witwer heiratet leichter als die Witwe. Die Statistik gibt folgende Auskunft:

Von der nach dem Familienstande geordneten Bevölkerung

Jahr	waren verwitwet	
	männlich	weiblich
	%	%
1871	3,41	7,97
1880	3,28	8,31
1885	3,28	8,51
1890	3,20	8,56
1900	2,92	8,22

Wir sehen, daß, wer es mit der Frau gut meint, in bezug auf die Ehe ebensowenig nach Freiheit rufen sollte, wie in der Erwerbstätigkeit nach schrankenlosem Wettbewerb. Nicht Freiheit, sondern Schutz und Recht braucht das Weib.

Alle diese Erwägungen ergeben sich lediglich vom Nützlichkeitsstandpunkte aus. Für sittliche Bedenken fehlt der Boden, so lange wir uns auf den Standpunkt stellen, daß mit dem Tode alles aus ist, daß „das unbekannte Land, von dessen Grenzen kein Wanderer wiederkehrt“, eine Schöpfung unserer Phantasie ist. Warum in aller Welt sollten natürliche Erdenkinder nicht ihr Recht fordern? Was sollte sie verhindern, das Erden-dasein, zu dem sie ungefragt gezwungen wurden, auszukosten? Warum sollten sie nicht heimlich nehmen, was ihrer Natur zukommt, wenn das blinde Schicksal es nicht freiwillig gibt? Ist's mit diesem Leben aus, so ist jeder ein Tor, der das „Carpe diem!“ nicht beherzigt, geschweige denn gar durch irgend ein lästiges, mürrisches Verbot ersetzt. Nur das eine Gebot kann ihm maßgebend sein: Laß' dich nicht erwischen!

Anders, wenn nun die zweite, die christliche Weltanschauung zu Worte kommt, wenn wir das Endziel nicht in Grabstein oder antiker Aschenurne sehen, wenn wir neben der natürlichen eine übernatürliche Bestimmung des Menschen kennen, wenn wir eine sichere Ewigkeits-

hoffnung haben. Dann kommt der Geist der Jenseitigkeit zu Worte, die äußere Form unseres Lebens ist nicht mehr die Hauptsache. Nicht, daß wir behaglich leben, sondern daß wir unserer Ewigkeitsbestimmung entsprechend leben, wird die Hauptsorge. Von ausschlaggebender Wichtigkeit ist, daß wir nach der Lebensreise ans Ziel kommen, nicht ob wir erster oder vierter Klasse fahren oder allein im Frauenabteil sitzen. Von dieser Weltanschauung aus — aber auch nur so — ist es tatsächlich möglich, einen vollwertigen Ersatz für die Unvermählten zu finden. In diesem Geiste, aber auch nur in ihm, wird Ehe und Mutterschaft ein Weg zum Ziele. Der andere Weg ist, das Ziel der Ewigkeitsbestimmung unmittelbar ins Auge zu fassen und unmittelbar darauf los zu gehen, nicht beschwert mit irdischem Gepäck. Das ist der Sinn des vorhin bereits erwähnten Klosterlebens. Dieser letztere Weg ist der schwierigere von beiden. Die Mutter sorgt für die Ihren, die Klosterfrau für die Armen. Die Mutter liebt, die sie lieben, die Klosterfrau dient Fremden. Weil dieser Weg der schwierigere ist, kann die, die ihn geht, sich nicht für ein Stiefkind des Weltenlenkers halten, eher für eine Auserwählte, die man einen Weg schickt, den nicht jeder gehen kann. Im Kloster gibt es keine „Stiefkinder des Glücks“, sondern Frauen, die ihren Ring am Finger mit einer heimlichen Seligkeit tragen, die viele Ehefrauen nie kennen lernen. Aus dieser Seligkeit schöpfen sie die Kraft, die die Welt in Erstaunen setzt. Sie sind die einzigen wirklich und im eigentlichen Wortsinne „Emanzipierten“, d. h. der Hand des Mannes Entrückten. Sie sind es auch, die jeden Dualismus ausgeschieden und ihr Leben einheitlich gestaltet haben *).

*) Die Klosterfrauen beweisen schlagend die Richtigkeit der Ansicht, daß nicht Mangel an Kraft, sondern die Zersplitterung der Frauenkraft die Hauptursache der geringeren Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts ist. Wo — wie bei den Klosterfrauen — diese Zersplitterung wegfällt, finden wir Leistungen, die unbestritten den männlichen gleichstehen.

Man wird hier vielleicht einwenden, daß die paar Tausend Klosterfrauen neben den Millionen Eheanwärterinnen gar nicht in Betracht kommen. Demgegenüber wäre aber daran zu erinnern, daß es sich hier nicht um die Praxis, sondern lediglich um die erkenntnis-theoretische Frage handelt, ob die Unvermählten einen vollwertigen Ersatz finden können oder nicht, und daß für diese prinzipielle Entscheidung die Zahl der in Frage kommenden belanglos ist. Ist die Ehe der einzige irdische Daseinsvollzweck, so ist das Glück des weiblichen Geschlechts in die Hand des männlichen gelegt, so ist jede andere Lebensform ein Notbehelf. Dann haben die Ehelosen tatsächlich und wirklich ihren Beruf verfehlt und dürfen mit Recht klagen:

„Mein Vollmachtbrief zum Glück,
Hier bring' ich uneröffnet ihn zurück,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.“

Dann ist der alles entscheidende Punkt im Leben des Weibes, ob es einem Manne gefällt oder nicht. Dann ist es für sein Erdendasein schlechthin in die Hand des Mannes gegeben, dann ist das Weib der Planet, der von dem Fixstern Mann sein Licht erhält, dann ist das Weib zwar noch Mensch, aber ein unfreier Mensch, ein Mensch zweiter Ordnung, inferior.

Anders liegt es, wenn das Weib die Wahl zwischen zwei gleichwertigen Berufen, zwei gleichbeglückenden Lebenswegen hat, wenn es wählen kann, ob es dem Stande der Ehe oder dem Stande der gottgeweihten Jungfräulichkeit angehören will. Nun wird man hier einwerfen, daß jedes Weib die Möglichkeit habe, sich zu verheiraten oder nicht, und tatsächlich kann ja auch kein Weib zur Ehe gezwungen werden. Die Wahl zwischen Ehe und Ehelosigkeit ist aber ohne weiteres keineswegs gleichbedeutend mit der Wahl zwischen zwei vollwertigen Berufen. Zwischen Ehe und Ehelosigkeit (ohne Ersatz) wählen, heißt für das Weib: zwischen Licht und Schatten

wählen. Nur wenn die Jungfräulichkeit die Möglichkeit gibt, ein völlig gleichwertiges, gleichbeglückendes Leben zu führen, kann von einer Wahl zwischen zwei Wegen die Rede sein. Diese Wahl ist durch die Klostergemeinschaft prinzipiell gegeben, denn sie bietet in der gottgeweihten Jungfräulichkeit einen irdischen Lebensstand, der dem Stande der Ehe an Glück und Wert nichts nachgibt. Das Weib ist somit nicht durch ein unabwendliches Dekret der Weltordnung auf den Mann angewiesen. Ihm stehen zwei Wege offen (gleichviel wie wenige oder viele den einen wählen), der Weg mit dem Manne und der Weg ohne den Mann. Von den beiden Möglichkeiten zeigen die Klosterfrauen den einen Weg: Das Leben ohne den Mann. Auf der Höhe des andern Weges — mit dem Manne — stehen die glücklichen Hausmütter.

In neuester Zeit hat auch ein Teil eines weltlichen Berufsstandes den Weg ohne den Mann gewählt und zwar ohne den Ersatz klösterlichen Gemeinschaftslebens: Die katholischen Lehrerinnen haben die gegenwärtig viel erörterte Frage, ob die Lehrerin verheiratet sein soll oder nicht, für sich dahin entschieden, daß sie den Zölibat für ihren Stand fordern.

Zum Schluß die nächstliegende praktische Folgerung.

Welches Los auch immer geliebten Töchtern beschieden sei: Sorgen wir, daß sie für häusliche Arbeit geschickt sind und eine Arbeit gründlich können, so erleichtern wir ihnen den irdischen Lebensweg. Wir legen den Grund, auf dem sie weiterbauen können, gleichviel ob sie berufen sind, einen der Gipfel zu erreichen, oder in der Ebene zu stehen, gleichviel ob sie als Arbeiterinnen unter schwerem Joch für das Recht auf ihre Kinder oder als privatwirtschaftlich Überflüssige für das Recht „auf eine Arbeit und eine Pflicht“ kämpfen müssen.

Nachwort.

Ein Buch, das für gebildete Leser bestimmt ist, kann nicht wohl die Bedenken ganz übergehen, die tieferen Geistern bezüglich der Frauenfrage und ihrer Vertretung in der Frauenbewegung aufsteigen. Aus diesen Bedenken Geringschätzung herleiten zu wollen, würde verkehrt sein. Wer mit Bedenken die Frauenbewegung verfolgt, legt ihr eine ungleich größere Wichtigkeit bei, als wer sie ignoriert oder einen Sturm im Wasserglase in ihr sieht. Bedenken erweckt nur eine Bewegung, die gefährlich werden kann. Was aber gefährlich werden kann, muß Bedeutung haben.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Frauenbewegung in ihrem Siegeszuge durch die Kulturwelt zu ernststen Bedenken Anlaß geben kann. Dazu gehören nicht die Einwände kleinlichen Brotneides —: Der Hunger tut den Frauen ebenso weh wie den Männern. Nicht die Einwände eines krassen Geschlechtsegoismus, der alle fetten Pfründe selbst besetzen will —: Wo stünde geschrieben, daß die Erde nur den Männern gehört? Nicht die Geiztheit durchkreuzter Herrschsucht, die in dem schwachen Geschlecht den Fußschemel des stärkeren, in der Frauenbewegung einen Sklavenaufstand sieht —: Das Christentum hat das Recht des Stärkeren und die Geschlechtsklaverei des Weibes aufgehoben und ihm die Würde und die Freiheit einer sittlichen Persönlichkeit verliehen. Nein, die Bedenken gebildeter Geister sind anderer, sind weit-ausschauender Art, sie richten sich auf die Zukunft der Nation und ihre kulturelle Entwicklung.

Wohin wir auch blicken, die Geschichte zeigt uns, wo sie Kultur zeigt, auch eine dienende Klasse. Die Kultur der alten Welt ruhte auf dem Sklaventum. Die Kultur des Morgenlandes steht noch heute auf entrechteten Völkern oder entrechteten Schichten. Unsere christliche Kultur hat sich auf der stillen, häuslichen Arbeit des Frauengeschlechts aufgebaut. Das weibliche Geschlecht hat die Grundlage des Familienlebens, d. h. der Gesittung geschaffen. Frauen haben den Boden bereitet, auf dem von innen heraus durch verfeinerte Empfindung verfeinertes Leben, wahre Kultur entstehen konnte. Frauen sind die Pioniere echter Kultur gewesen.

Bei diesem Zuschnitte hat Deutschland eine hohe Stufe der Kultur erreicht, und das weibliche Geschlecht hat sich nicht schlecht dabei gestanden. Zweimal entfaltete sich die Dichtkunst zur höchsten Blüte. Im Mittelalter schuf reiches persönliches Leben auch auf andern Gebieten eine persönliche Ausdrucksweise, einen Stil. Die persönliche Sphäre war eine weitere, bedeutungsvollere in den höheren Klassen, es herrschte weniger Gleichförmigkeit, aber mehr Persönlichkeitsart, Persönlichkeitskultur. Das Heim wurde nicht vom Lieferanten gemacht, nach Modelaunen verändert, es war ein mit dem Menschen verwachsenes Eigentum. In diesem individuellen, von Familiengeist und Familiensinn durchsetzten und beschützten Heim konnten wiederum leichter Menschen entstehen, die Eigenart hatten und bewahrten: Persönlichkeiten.

Dieser privatwirtschaftliche Zuschnitt ist unwiderbringlich dahin. Kein Seufzen brächte ihn zurück. Neue Formen sind da. Zentralisation. Weitgehende Organisation. Massenwirtschaft. Was wird aus der Familie? Welches Band hält sie zusammen, nun das wirtschaftliche sich gelockert hat und Söhne und Töchter entschlüpfen läßt? Geben wir das Familienleben preis, so geben wir die echte Kultur preis. Diese beruht auf Persönlichkeits-

art, und eine Persönlichkeit braucht ihre Sphäre, ihre Welt für sich, ihre kleine Insel der Freiheit und Zurückgezogenheit, wie die eigene Familie sie gibt. Das eigene Heim, die Familie, setzt aber, wie ein wohlgeordnetes Reich, Teilung der Arbeit und Gliederung der Personen, setzt Überordnung und Unterordnung voraus. Nicht Menschenwillkür hat entschieden, daß von den beiden Gatten das Weib sich seinem Ehemann unterordne. Die Natur hat es so gewollt. Die Natur hat das Weib in seiner Geschlechtsaufgabe schutzbedürftig gemacht. An dieser Bestimmung der Natur ist nichts zu ändern; so wird es das Los des weiblichen Geschlechts bleiben, sich in der Ehe, im Familiendienste, dem Gatten unterzuordnen. Die Ehefrau hat ihren Schwerpunkt infolge ihrer Familienaufgabe im Hause, der beruflich, politisch tätige Mann außer dem Hause: Wem fällt es zu, die Familie zusammenzuhalten, wenn nicht der Frau? Ist sie dieser Aufgabe nicht gewachsen oder nicht geneigt, so ist das Fortbestehen dieser Lebensform in Frage gestellt.

Aber liegt hier nicht ein Widerspruch? Was soll die Frau im Familienheim, das nicht mehr „produziert“? Nun, wenn die Familie nicht mehr „produziert“, so konsumiert sie doch, und der Konsum (im weitesten Sinne genommen) ist infolge gesteigerter Kulturbedürfnisse eine verwickelte Angelegenheit geworden. Die Ordnung des Konsums ist eine Aufgabe, von deren beliebter Unterschätzung bereits die Rede war. Neben dieser Aufgabe steht aber die andere größere: der Familie ein Heim zu machen und die Kinder zu erziehen. Und diese Mission der Frau ist die gleiche in allen Klassen. Diese vorwiegend geistig-sittlichen Aufgaben werden von keiner Änderung der Wirtschaftsordnung verkürzt. Alle technischen Fortschritte der Welt können diese fraulichen Aufgaben nicht aufheben, wohl aber können sie sie erleichtern, indem sie die Hand der Frau entlasten und ihr Zeit sparen. Weil dem so ist, kann die Frau jeden

Fortschritt auf technischem Gebiete als einen Freund begrüßen, der den Schwerpunkt ihrer Aufgabe von der wirtschaftlich-materiellen Seite auf die geistig-sittliche verschieben helfen will.

Ein Widerspruch ist nicht festzustellen. Wir nehmen den Faden wieder auf, indem wir abermals fragen: Ist das weibliche Geschlecht imstande oder gewillt, diese Aufgaben zu erfüllen? Will es auch ferner dem Familiendienste seine beste Kraft, seine besten Jahre (die Kurven!) widmen? Spricht nicht ein Geist aus der modernen Frauenwelt, der nicht die Familie, sondern sich selbst sucht, der nicht sich einordnen, sondern „sich selbst durchsetzen, sich ausleben“ will? Und ist nicht die Frauenbewegung Trägerin dieses Geistes?

Wer wollte leugnen, daß Grund zu diesen Befürchtungen vorliegt? Der Geist, der sich in einem großen Teile der Literatur und Feuilletons von Frauenhand zu Gehör bringt, ist nicht nur eine radikale Absage an den Geist dienender, warmherziger, opferfreudiger Mütterlichkeit, sondern auch an den alten Geist christlicher Zucht und Sitte. Aber nicht von der Frauenbewegung wird dieser freche Geist getragen. Was die Vorkämpferinnen für die Besserstellung ihres Geschlechts wollen, drängt sich kurz in die Forderung zusammen: Brot, Wissen, Recht. Brot zu suchen, zwingt die wirtschaftliche Umwälzung. Wissen und Recht zu fordern, zwingt einerseits die geistig-sittliche Seite der Familienaufgabe, andererseits die Schutzlosigkeit der alleinstehenden Berufsarbeiterin aus allen sozialen Schichten. Wissen und eine gesicherte Rechtsstellung in der Ehe werden die Autorität der Hausmütter den Haushaltsangehörigen, in erster Linie den Kindern gegenüber, stärken zum Wohl der gesamten Familie. Wissen und Recht fordert die Frauenbewegung aber auch für die Berufsarbeiterin. Sie soll ihre Arbeit kennen und können und vor dem Mißbrauch der wirtschaftlichen Überlegenheit des männlichen Vorgesetzten,

des Arbeitgebers oder Dienstherrn, sichergestellt sein. Löbliche Ziele! Aber auch hier säet menschliche Unvollkommenheit Unkraut unter den Weizen. Auswüchse lassen sich nicht leugnen. Nicht alle Mädchen z. B. können die Ausnahmestellung vertragen, die ihnen gymnasiale oder akademische Bildung gegenwärtig noch verleiht. Das Wissen steigt ihnen zu Kopfe und macht sie zu höchst unerfreulichen Zwittergestalten, zu männlicher und weiblicher Art gleich unfähig. Wer hätte nicht schon solch ein aufgeblasenes Jüngferchen gesehen, das mit geringem Wissen und unerprobtem Können ein ganz unbegründetes Selbstbewußtsein verbindet? Dem Familienkreise steht es geringschätzend gegenüber; es übersieht die Mutter, die für seine Bedürfnisse zu sorgen hat, ja, wenn der Vater nicht Latein kann, wird auch er begönnt. Mit blasierter Überlegenheit werden alle Pflichten gegen den Familien- oder Freundeskreis als Hemmung der eigenen bedeutungsvollen Entwicklung abgewiesen. Bei der eigenen Bedeutung für die Menschheit sind alle Rücksichtslosigkeiten entschuldbar, ja eigentlich selbstverständlich. Ältere Frauen — insonderheit wenn sie altmodisch genug sind, um religiös und häuslich zu sein — werden mit kühler Geringschätzung geschnitten. Ihr geräuschloses Wirken im Hause verdient es nicht besser.

Es ist nicht leicht, gegen solche Auswüchse nachsichtig zu sein, besonders nach verfehlten Versuchen, das verzerrte Bild der wirklichen Welt in diesen Köpfen zurechtzurücken. Schließlich sagt man sich, daß Mangel an Intelligenz nicht vor Studien schützt, und daß Dummheit — selbst die humanistisch oder realistisch über-tünchte — immer Dummheit bleibt, gegen diese unbesiegbare Eigenschaft aber selbst Götter vergeblich kämpfen.

Bei aller Unerfreulichkeit ist dieser Auswuchs noch der harmlosere. Er wird immer mehr verschwinden, je gründlicher die Frauenbildung wird. „Nur solange die

Ähre leer bleibt, streckt sie den Kopf keck in die Höhe, sie senkt sich, sobald sie Fruchtkörner bringt“ (W. v. Humboldt). Bedenklicher ist die Verwirrung in den Begriffen von Freiheit und guter Sitte, wie sie in der Frauenliteratur zutage tritt. Nicht als ob die Frauenbewegung diese Verwirrung beabsichtigte oder bewußt begünstigte, sie protestiert aber nicht scharf genug dagegen und läßt dadurch den Verdacht auf sich, als stünde sie direkt oder indirekt zu dieser Begriffsverwirrung und Instinktverwirrung in Beziehung. Auch noch in anderer Weise ist die Frauenbewegung nicht ganz ohne Schuld. Das Geschlechtsinteresse steht zu einseitig, ja ausschließlich, im Vordergrund. Man vermißt den Hinweis, daß alle Errungenschaften schließlich dem Ganzen dienen sollen, daß man den Zusammenhang zwischen dem Ganzen und den Teilen nicht vergißt. Noch ist die Frauenbewegung die Antithese zu dem Geschlechtsegoismus der Männer; je eher sie zur Synthese kommt, zur bewußten Einordnung in die organisierte Gesellschaft mit männlicher Führung, desto eher besiegt sie alle Bedenken und erwirbt die Mitarbeit einsichtiger Männer an ihren berechtigten Zielen. Die Bedeutung der Frauenbewegung als eines Kulturfaktors hängt von ihrer Stellung zum Ganzen ab, hängt davon ab, ob sie bindend oder zersetzend wirkt. Jedes neue Recht, jede erweiterte Freiheit muß ein bindendes Gegengewicht haben äußerlich in einer Arbeit, in einer Pflicht, innerlich in einer Verfeinerung des Gewissens. Ist die Frau innerlich gebunden, so kann sie jede neue Lebensform mit dem alten Geiste füllen, der sie gemeinschaftsfähig und zum Fundament christlicher Kultur gemacht hat.

Die Einordnung in das Ganze als Weib ist aber auch der beste Weg für die ledige geistige Berufsarbeiterin, sich selbst und anderen zu dienen. Verleugnet das Weib seine innerste Natur, will es in möglichster Mannähnlichkeit außerhalb seines Geschlechts stehen, so kann es auch bei der besten Begabung der Welt keinen neuen Kulturwert geben, dann

kann nur „eine Multiplikation dabei herauskommen“ (Simmel), die Multiplikation einer männlichen Persönlichkeit. Nur die vollentwickelte, durchgebildete Weibpersönlichkeit, die den Mut hat, ganz sie selbst zu sein, kann uns — vielleicht — eine neue Seite des Menschentums offenbaren. Auf dem Wege der Vermännlicherung muß unabwendlich die Stunde kommen, wo das Weib „sich selbst vermißt“ und verzweifelt zusammenbricht.

Was kann der Leser, die Leserin nun aber tun, um alle diese Bedenken zu besiegen?

Der beste Weg zum Siege hier wie überall ist der der fleißigen Mitarbeit. Zersetzende Strömungen bannt man am sichersten, indem man bindende und bewahrende kräftig unterstützt.

Thesen.

Wir fassen den Inhalt der vorstehenden Abschnitte kurz in folgende Sätze zusammen:

Mann und Weib sind die Verkörperung zweier gleichwertiger göttlicher Ideen.

Nicht Gleichartigkeit, sondern möglichste Ausbildung der beiden verschiedenen Typen ist das Ziel der Entwicklung.

Jedes Geschlecht bedarf der Ergänzung durch das andere: In der Gemeinschaft Vollendung.

Die christliche Geschlechtsgemeinschaft ist die lebenslängliche Einehe.

An ihrer Unantastbarkeit ist das weibliche Geschlecht vorwiegend interessiert. Jede Strömung, die das Band der Ehe lockert, schädigt das weibliche Geschlecht; jede Macht, die die Ehe schützt, schützt das Weib.

Die leistungsfähigsten Jahre der überwiegenden Mehrzahl des weiblichen Geschlechts gehören dem Eheberufe. In der Altersklasse 30—50 sind (rund) 77% verheiratet. Trotzdem kann die Ehe nicht als lebenslänglicher Beruf, geschweige denn als lebenslängliche Versorgung mit Sicherheit angesehen werden. Von 50 Jahren ab ist die größere Hälfte des weiblichen Geschlechts wieder ohne Versorger. Witwen- und Waisenversorgung ist unabweisliche Forderung.

Wie des Lebens Mitte der Ehe, so gehört die Jugend mit 66%, das Alter mit 25% der Erwerbstätigkeit.

Zwischen Eheberuf und Erwerbstätigkeit, zwischen Abhängigkeit und Selbständigkeit wird das weibliche Geschlecht hin und her geworfen. Sein Leben ist dualistisch gespalten.

Weil dieser Dualismus im Dienste der menschlichen Gesellschaft das Leben des Weibes erschwert und seine Kraft zersplittert, hat die Gesellschaft die Pflicht, ihm Hausmutterberuf und Erwerbstätigkeit zum Wohle der Gesamtheit zu erleichtern.

Zu diesem Zwecke muß das Weib mehr als bisher geschützt werden: in der Ehe vor männlicher Willkür (z. B. Verbesserungen im ehelichen Güterrecht), in der Erwerbstätigkeit vor männlicher Konkurrenz (weibliche Zunft).

Soll der Schutz des weiblichen Geschlechts nicht Züchtung der Mittelmäßigkeit werden, so muß es in allen Schichten zu (disziplinierter) gelernter Arbeit tüchtig gemacht werden. Das Mädchen muß, so gut wie der Knabe, eine Arbeit berufsmäßig erlernen.

Auf den häuslichen Beruf muß das weibliche Geschlecht ausnahmslos durch eine elementare hauswirtschaftliche Schulung vorbereitet werden. Für die Möglichkeit gründlicher, systematischer, allseitiger Fortbildung auf diesem Gebiete, wie die wirtschaftlichen Frauenschulen sie gewähren, wäre ausgiebig Sorge zu tragen.

In der Erwerbung elementarer hauswirtschaftlicher Ausbildung muß für alle, in der Vorbereitung auf ein Erwerbsfach für die Berufsanwärterinnen Fortbildungsschulzwang an Stelle der Zufälligkeit treten. Für Fortbildungsschulen haben Staat und Gemeinde zu sorgen.

Für die weiblichen Erwerbstätigen aller Klassen, die dem Familienleben entrückt sind, gilt es, Formen gemeinschaftlichen Lebens zu finden. Die deutsche Vergangenheit bietet bewährte Muster, die für Berufsarbeiterinnen zweckentsprechend auszugestalten und Zeitbedürfnissen anzupassen sein würden.

Das weibliche Geschlecht zeigt eine längere Lebensdauer als das männliche (III B), es befindet sich gerade in den Jahren hilfsbedürftigen Greisenalters in den europäischen Kulturstaaten in der Überzahl (III A). Der Altersversorgung des weiblichen Geschlechts ist von allen Seiten größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die soziale Lage der Frau.

Vortrag, gehalten auf dem 6. Ev.-sozialen Kongreß von
Elisabeth Gnauck-Kühne.

1895. Preis Mk. 0.50, Partien billiger.

„Mit bewunderungswürdiger Feinheit der Form und der Gedanken, mit ungesuchter, ergreifender Beredsamkeit hat die Rednerin die höchste Wirksamkeit erzielt; man stand unter dem unwillkürlichen Eindruck, etwas Großes erlebt zu haben, Zeuge eines Sieges zu sein.“

Prof. Hieber in der „Wahrheit“.

„Was den ganz besonderen Reiz der Schrift verursacht, ist, daß man überall das gesunde und feine weibliche Empfinden heraushört, wie es innere und äußere Erfahrungen erzeugt haben, und dies verleiht dem Ganzen eine Wärme des Tones und eine Lebendigkeit des Kolorits, die ein Mann bei Behandlung des Stoffes seinen Ausführungen niemals zu geben vermocht hätte.“

„Deutsche Literaturzeitung.“

„Eine edle, bedeutende Frau. Mit großer Spannung erwartete die gebildete Welt dieses Auftreten einer Frau als Fürsprecherin in den eigensten Angelegenheiten ihres Geschlechtes. Alle Erwartungen wurden übertroffen, alle Zweifel zu Boden geschlagen. Jeder lese selbst. Der Vortrag kann nicht warm genug empfohlen werden . . .“

„Kapellenblatt.“

Soziale Frauenpflichten.

Vorträge, gehalten in deutschen Frauenvereinen von
Alice Salomon.

1902. Eleg. kart. Mk. 2.20.

Inhalt: Soziale Hilfstätigkeit. Frauen in der öffentlichen Armenpflege. Öffentlicher und privater Kinderschutz. Arbeiterinnen-schutz und Frauenbewegung. Die Macht der Käuferinnen.

„Das ganze Buch ist durchleuchtet von dem Hauptgedanken, — dem Glauben an die soziale Mission der Frau.“

„Die Frauenbewegung.“

„Wer die Verfasserin jemals gehört hat, wird sich von dem starken Idealismus und der großherzigen, liebevollen Auffassung, von denen ihre Vorträge diktiert sind, sympathisch erfaßt gefühlt haben. Diesen Eindruck machen auch ihre Vorträge.“

„Königsberger Hartungsche Zeitung.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlage.

Das Recht der Frau

nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche.

Dargestellt für die Frauen
von Amtsgerichtsrat **Hermann Jastrow.**

1897. 221 Seiten. In eleg. Geschenk-Einband Mk. 2.80.

„ Verfasser hat die nicht leichte Aufgabe, bei der es Genauigkeit und wissenschaftlichen Ernst mit gemeinverständlicher Fassung und Anordnung zu verbinden galt, in musterhafter Weise gelöst, und gebührt ihm dafür der Dank nicht nur der Frauen, sondern nicht weniger auch der Juristen in hohem Maße . . .“

Prof. Dr. Oertmann im „Arch. f. bürgerl. Recht“.

„ . . . Ein zuverlässiger Ratgeber für viele zur rechten Zeit. Für die Frauenbewegungsfrage tritt Verfasser lebhaft ein. Das Buch ist glänzend ausgestattet . . .“

„Die Romanwelt.“

„Das Buch gehört in die Bibliothek jeder gebildeten Frau. Ein wohlgesinnter, kundiger Mann hat's geschrieben, und was wir Frauen daraus lernen können, ist unschätzbar.“

„Haus u. Welt.“

Als Geschenkwerk für Damen besonders geeignet.

Duell und Ehre.

Ein Vortrag von
Professor des Strafrechts **Dr. Liepmann, Kiel.**

1904. Mk. 0.75.

Das Kinderschutzgesetz.

Reichsgesetz, betr. Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben.

Für die Praxis der Schul- und Gewerbe-Aufsichtsbeamten, Lehrer, Industriellen, Geistlichen, Juristen, Handwerker und Gewerbetreibenden erläutert, nebst einer Darstellung der sozialpolitischen Bedeutung des Gesetzes und statistischen Erhebungen.

Von
Schulrat **Dr. Hermann Zwick, Stadtschulinspektor.**

1903. Mk. 0.80, Partien billiger.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlage.

Otto Liebmann, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 57.

Deutsche Juristen-Zeitung.

Herausgegeben von

Dr. Laband,
Professor.

Dr. Hamm,
Wirkl. Geh. Rat.

E. Heinitz,
Justizrat.

Erscheint seit 1. Januar 1896 jeden 1. u. 15. Vierteljähr. Mk. 4.—

Bestellungen: Postanstalten, Buchhandlungen, Verlag.

Probenummern gratis und franko.

Liliput-Ausgaben.

Genaue Textausgaben mit Sachregister (Format 7:11 cm).

Band 1: Bürgerliches Gesetzbuch nebst dem Einführungsgesetz
Fünfte, unveränderte Auflage. 45.—56. Tausend.

Band 2: Handelsgesetzbuch, Zivilprozeßordnung, Konkursordnung
nebst den Einführungsgesetzen und den Preuß.
Ausführungsgesetzen. 1.—20. Tausend.

Jeder Band, dauerhaft in Leinen gebunden, Mk. 1.—.

Preußische Gesindeordnung

vom 8. November 1810.

Auf Grundlage des Bürgerlichen Gesetzbuches und der Nebengesetze

Erläutert von Rechtsanwalt **Dr. A. Nussbaum.**

1900. Kart. Mk. 2.20.

Volksbibliothek und Volkslesehalle

eine kommunale Veranstaltung!

Von Landgerichtsdirektor **Dr. P. F. Aschrott.**

1896. Mk. 1.—.

Die Behandlung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend und Vorschläge zur Reform.

Von Landgerichtsdirektor **Dr. P. F. Aschrott.**

1892. Mk. 1.—.

Die Abendhaushaltungsschule in Frankfurt a. M. als praktische Lösung einer sozialen Aufgabe.

Von Professor **Dr. Otto Kamp.**

1890. Mk. 2.—.

„... Das Schriftchen ist ein höchst schätzenswerter Ratgeber für alle
welche mit Haushaltungsschulen zu tun haben oder sich um diese Angelegen-
heit werktätiger Menschenliebe kümmern möchten.“

Mathilde Lammers im „Nord-West“.

Otto Liebmann, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 57.

Reform oder Revolution!

Von Geh. Oberregierungsrat **C. von Massow.**

Zweite, veränderte Auflage.

1895. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

Sozial-Aristokratische Ideen.

Von **Karl Freiherrn von Manteuffel.**

1896. Mk. 1.—.

Die Geschichte des Berliner Vereins zur Besserung der Strafgefangenen 1827—1900.

Beitrag zur Geschichte des preuß. Gefängnis- und Fürsorgewesens
für entlassene Gefangene v. Gerichtsassessor **Dr. Ernst Rosenfeld.**

1901. Mk. 2.50.

Freiheit und soziale Pflichten.

Von Professor **Dr. Adolf Prins, Brüssel.**

autorisierte deutsche Ausgabe von Stadtrat **Dr. jur. E. Münsterberg.**

1897. Mk. 2.75.

Die Armenpflege.

Einführung in die praktische Pfllegetätigkeit.

Von Stadtrat **Dr. jur. E. Münsterberg.**

1897. Eleg. geb. Mk. 3.—.

„Das Werk sei aufs wärmste empfohlen, nicht nur denen, die direkt in der
Armenpflege tätig sind oder in Beziehungen zu ihr stehen, sondern jedem,
namentlich auch Frauen. Sie werden in ihm weit mehr Anregung finden,
als der Titel vermuten läßt.“

„Zeitschrift der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen.“

Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin.

Von Professor **Dr. E. Hirschberg, Berlin.**

1897. Mit mehreren graphischen Darstellungen. Mk. 5.50.

„... Es ist ein wirklich lesbares Buch, das jeder besitzen sollte,
der sich für sozialpolitische Fragen interessiert ...“

„Preußische Jahrbücher.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlage. beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlage.

Otto Liebmann, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 57.

Religionsvergehen. Zweikampf. Falsche
Anschuldigung. Münzdelikte. Meineid.

Bearbeitet
von den Professoren Kahl, Kohlrausch, Heilborn, Kohler, Stooß.
1906. Mk. 11.95, geb. Mk. 15.45.

Verbrechen und Vergehen wider die Sittlich-
keit. Beleidigung. Personenstandsdelikte.

Bearbeitet von den Professoren
Mittermaier, Liepmann, v. Lilienthal, Kohlrausch.
1906. Mk. 13.65, geb. Mk. 17.15.

Diese beiden völlig selbständigen Werke bilden den 3. und
4. Band des vom Reichs-Justizamt herausgegebenen Werkes:
„Vergleichende Darstellung des deutschen und ausländischen
Strafrechts. Vorarbeiten zur Strafrechtsreform.“

Das Recht der weltlichen Vereine und
geistlichen Orden in Frankreich.

Unter Berücksichtigung der Vereinsgesetzgebung Deutschlands.
Von Gerichtsassessor Dr. H. Erythropel.
Mit einem Vorwort von Professor D. Dr. Wilh. Kahl.
1904. Mk. 5.—.

Strafrecht und freie Liebestätigkeit.

Vortrag von
Professor D. Dr. Wilh. Kahl.
1904. 50 Pfg.

Die Geschäftsführung des Gemeindewaisenrats.

Bearbeitet von Amtsgerichtsrat Dr. Fuhrmann.
1899. Kart. Mk. 1.20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlage.